

1 Einleitung

Zu der nachstehend gegebenen Briefedition, die neben den 104 Briefen A. v. Le Coqs an W. Bang Kaup auch einige Briefe E. v. Le Coqs, einen Brief von F. W. K. Müller¹ und je einen von W. Bang Kaup an H. Lüders² und E. Sachau³ umfassen, sind hier zunächst einige einleitende Bemerkungen zu machen. Da sich die Sprache A. v. Le Coqs dem heutigen Leser nicht immer erschließt und auch die Gepflogenheiten der Kommunikation nicht unbedingt den im heutigen Wissenschaftsbetrieb üblichen entsprechen, bedarf es an dieser Stelle einiger Erläuterungen. Auch ist es aufgrund historisch und vor allem wissenschaftshistorisch nicht gerade sachlicher Beurteilungen A. v. Le Coqs und seiner Leistungen aus den vergangenen Jahren⁴ erforderlich, die Person und ihr Wirken in den entsprechenden Kontext zu stellen. Zunächst jedoch sollen an dieser Stelle Leben und Werke des Schreibers und des Empfängers der Briefe umrissen werden.

1.1 Johann Wilhelm („Willi“) Max Julius Bang Kaup (1869–1934)

Der Empfänger der Briefe A. v. Le Coqs, Johann Wilhelm („Willi“) Max Julius Bang Kaup,⁵ wurde am 9.8.1869 in Wesel geboren. Der spätere Ausnahmegelehrte war der älteste Sohn des Bürgermeisters von Wesel und Mühlheim, des Rechtsanwalts, Notars und „Garnisonsauditeurs“⁶ Johann Heinrich Christian Gottfried Philipp Bang⁷ und dessen Ehefrau Auguste Caroline Kaup.⁸ Der junge Willi Bang, der einer Familie von Juristen und Beamten entstammte,⁹ verbrachte seine Kindheit und Jugend in Wesel, wo er auch die Schule besuchte. Der Familientradition folgend, sollte auch er nach

1 Hier der Iranist, Turkologe und Buddhist Friedrich Wilhelm Karl Müller (21.1.1863–18.4.1930). Zu Müller cf. Weller (1925), Lessing (1930), Ol'denburg (1930), Pelliot (1930), Trautz (1930), Walravens (1997), Wendtland (2009).

2 Gemeint ist der dt. Indologe und Orientalist Heinrich Lüders (25.6.1869–7.5.1943). Zu H. Lüders cf. Waldschmidt (1943).

3 Der dt. Orientalist Carl Eduard Sachau (20.7.1845–17.9.1930).

4 Cf. hierzu unten 1.2.3 und 1.2.6.

5 Cf. zu W. Bang Kaup – stellvertretend für die umfangreiche zu seinem Leben und Werk vorliegende Literatur – Schaefer (1929), de Vocht (1929), v. Gabain (1934), dies. (1974) u. Kononov (1974).

6 Dies = Kriegesgerichtsrat (cf. v. Gabain [1934], p. 335).

7 Johann Heinrich Christian Gottfried Philipp Bang, der 1870–1873 als Bürgermeister von Wesel und 1873–1878 als Bürgermeister von Mühlheim wirkte, war am 9.4.1838 geboren worden und hatte am 1.5.1867 Auguste Caroline Kaup geheiratet (van Tongerloo [1987], p. 79). Er starb am 10.1.1896.

8 Bang selbst nahm später zu seinem Familiennamen noch zusätzlich den Mädchennamen seiner Mutter an, um so den Namen des großen Biologen Johann Jakob Kaup weiterleben zu lassen, was ihm durch einen Erlaß der Königlichen Regierung vom 15.8.1892 ermöglicht wurde.

9 Zum familiären Hintergrund Bangs cf. dessen familiengeschichtliche Arbeit „Parentalia“ (Bang [1908]).

dem Besuch des städtischen Gymnasiums in Wesel ein Studium der Rechtswissenschaften aufnehmen. Willi Bang interessierte sich jedoch nicht für die Jurisprudenz, sondern für das Studium der Sprachen, vor allem für orientalische Sprachen. Schon während seiner Schulzeit war er mit dem Orientalisten Heinrich Leberecht Fleischer (1801–1888)¹⁰ in Verbindung getreten. Der Austausch mit Fleischer scheint den jungen Bang von einem künftigen philologischen Studium überzeugt zu haben. Um ihn aber noch zu einem Studium der Rechtswissenschaften zu bewegen, schickte ihn sein Vater zu seinem Bruder Carl Ludwig Wilhelm Bang (1840–1908) nach Frankfurt a. M., wo dieser als Geschäftsmann tätig war. W. Bang jedoch ließ sich auch von seinem Onkel nicht umstimmen, und es gelang ihm schließlich, seinen Vater von seinem Vorhaben zu überzeugen. Nach Rücksprache mit H. L. Fleischer immatrikulierte sich Bang für ein Studium an der Katholischen Universität von Löwen (Louvain), wo schon seit Jahrhunderten orientalische Studien betrieben wurden.¹¹ Zu dieser Zeit wirkte in Löwen einer der Pioniere in mehreren orientalistischen Einzeldisziplinen: Charles de Harlez de Deulin (1832–1899),¹² einer der bedeutendsten Orientalisten seiner Zeit. Dieser erkannte sofort die außergewöhnliche Begabung W. Bangs und ermutigte ihn, sich gleich auf mehreren Feldern zu betätigen, und unterstützte Bang bei seinen Studien. Zunächst wandte dieser sich dem Studium der Iranistik zu.¹³ Aus den Bemühungen gingen schließlich auch Bangs frühe iranistische Arbeiten (zum Pahlavi und zum Avestischen) hervor. Daneben führte de Harlez ihn jedoch auch an die altaischen Sprachen heran (besonders an das von ihm in Löwen ebenfalls vertretene Manžū) sowie an die Indianer-Sprachen und an die gerade sehr populäre Ural-Altaiistik. Es verwundert daher nicht weiter, daß Bang, der wohl noch auf der Suche nach seinem Fachgebiet war, unter anderem einen kürzeren Aufsatz zum Nahuatl verfaßte. Diesen ließ er freilich unter dem Akronym „Wl. Baligny“ erscheinen.¹⁴ Die mitunter weit fächerübergreifende Arbeit war in jener Zeit, in der die Einzeldisziplinen sich noch nicht so weit herausdifferenziert hatten und die bestehende Literatur (freilich auch die Materialgrundlagen) noch recht überschaubar war(en), nichts Ungewöhnliches. De Harlez selbst war, schon wie W. v. Humboldt, auf zahlreichen Feldern tätig und hatte sich mit einer Vielzahl von Sprachen auseinandergesetzt.¹⁵ Die besondere Aufmerksamkeit Bangs zogen allerdings schon bald die „ural-altaischen“ Sprachen resp. die damals betriebene Ural-Altaiistik auf sich.¹⁶ Diese Forschungsrichtung, die eine

10 Gemeint ist der dt. Orientalist Heinrich Leberecht Fleischer (21.2.1801–10.2.1888). Zu H. L. Fleischer cf. Goldziher (1904).

11 van Tongerloo (1987), p. 79.

12 Hier der große belgische Orientalist Simon Joseph Nicolas Charles de Harlez de Deulin (21.8.1832–4.7.1899). Zu de Harlez de Deulin cf. Lamotte (1953) und van Tongerloo (2011).

13 *Ibid.*, p. 80.

14 Bang (1890a); cf. hierzu auch den Beitrag von van Tongerloo / Knüppel (2010).

15 Im Falle v. Humboldts reichten die Interessen vom Baskischen über das Ungarische und Sprachen des indonesischen Archipels bis hin zum „Mexikanischen“ (dies = Nahuatl).

16 Bang (1890b), (1891a), (1891b), (1896b) und (1897).

Reihe von Theoremen und Methoden späterer omnicomparatistischer Forschungen vorwegnahm, hatte die möglichen Übereinstimmungen zwischen den uralischen und den altaischen Sprachen im Sinne einer Urverwandtschaft zum Gegenstand.



Abb. 1: Johann Wilhelm („Willi“) Max Julius Bang Kaup (Privatbesitz A. van Tongerloo).

Während Bang an der Universität von Löwen Forschungen auf den verschiedenen orientalistischen Gebieten durchführte und hierzu publizierte, unterrichtete er zugleich als Lehrer an der Sekundarschule der Josephiten in Melle, nahe der Stadt Gent.¹⁷ Ungeachtet seiner Forschungen auf verschiedenen Gebieten sowie seiner Lehrverpflichtungen gelang es Bang, eine Reihe aufsehenerregender Arbeiten herauszubringen. Zu nennen sind hier vor allem „Die altpersischen Keilinschriften (I)“, die er seit 1893 zusammen mit F. H. Weissbach¹⁸ veröffentlichte.¹⁹ Seit dieser Zeit befaßte sich Bang zudem mit den alttürkischen Runeninschriften,²⁰ welche erst kurz zuvor von W. Radloff²¹ und V. Thomsen²² enträtselt worden waren. Bereits in den 1890er Jahren hatte Bang aufgrund seiner bereits zahlreichen Veröffentlichungen eine bemerkenswerte Bekanntheit erlangt. Er führte zu dieser Zeit mit zahllosen Gelehrten unterschiedlicher orientalistischer Fachrichtungen eine ausgedehnte Korrespondenz.

Im akademischen Jahr 1892/93 erfolgte schließlich seine Ernennung zum „directeur d'études“ (Studiendirektor) an der École des langues orientales vivantes der Katholischen Universität Löwen. Bang unterrichtete nun Neupersisch, Osmanisch-Türkisch, Mongolisch und andere der sogenannten „ural-altaischen“ Sprachen. Die Veranstaltungen Bangs gehörten zum Zusatzangebot des Lehrplans und konnten von den Studenten als Ergänzungen freiwillig besucht werden.²³ Nur ein Jahr später wurde Bang als „chargé de cours“ in der neuen Abteilung für Germanische Philologie fest angestellt. Dieser Festanstellung war die in den 1890er Jahren erfolgte Einrichtung von Kandidatur- und Doktorandenstudiengängen in Geschichte, Philosophie und Klassischer Philologie vorausgegangen.²⁴ Bang verstand es, auch hier seine besonderen Talente einzusetzen, und war schon bald der angesehenste Gelehrte innerhalb der Fakultät. Zunächst hatte er sich noch mit moderner englischer Literatur beschäftigt, wandte sich aber schon bald der älteren Literatur zu – vor allem dem elisabethanischen Drama. Von 1902 an gab Bang die Bände der „Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas“ heraus. Allerdings wirkte er hierbei nicht bloß als Herausgeber: von den insgesamt 26 Bänden²⁵ der ersten Reihe wurden sieben von

17 van Tongerloo (1987), p. 80.

18 Gemeint ist der dt. Altorientalist Franz Heinrich Weis(s)bach (25.11.1865–20.2.1944) mit dem W. Bang gemeinsam die „Altpersischen Kleininschriften“ herausgegeben hatte (Weissbach/ Bang [1908]).

19 Weissbach / Bang (1908).

20 Aus diesen Betätigungen gingen bereits im Jahre 1896 vier Beiträge hervor (Bang [1896 b, c, d, e]).

21 Hier der große russ. Turkologe Wilhelm (Vasilij Vasil'evič) Radloff (Radlov). Zu Radloff cf. Temir (1955) und (1991).

22 Der dän. Sprachwissenschaftler Vilhelm Ludvig Peter Thomsen (25.1.1842–12.5.1927), der als Erster die alttürkischen Inschriften entzifferte. Zu Thomsen cf. Schaeder (1927), Setälä (1928), Hjemslev (1942), Hovdhaugen/ Karlsson/ Henriksen/ Sigurd (2000), pp. 151–153, 167–168, 179, 300–302 u. 337 und Scharlipp (2001).

23 van Tongerloo (1987), p. 80.

24 Ibd., p. 81.

25 Bis 1914 erschienen schließlich 44 Bde.; danach wurde die Reihe von de Vocht unter dem Titel „Materials for the study of the Old English drama“ fortgesetzt.

Bang selbst für die Publikation aufbereitet und sechs weitere gemeinsam mit verschiedenen Mitarbeitern bearbeitet. Seit 1906 hielt er zudem Englischkurse am Institut für Wirtschaftswissenschaften ab.²⁶

Zwar war Bang nun in Forschung und Lehre in der Anglistik resp. Germanistik tätig, dennoch betrieb er weiterhin das Studium der orientalischen Sprachen und publizierte auch fortgesetzt auf diesem Feld. Gerade in diesen Jahren brachte er eine Vielzahl von wichtigen Beiträgen auf diesem Gebiet heraus. Zudem wurden die erforderlichen Vorarbeiten für spätere Forschungen geleistet – beispielsweise zur alttürkischen Chronologie.²⁷ Einen wichtigen Teil seiner Studien nahm die Beschäftigung mit dem Mongolischen und dem Manžū ein.²⁸ Zum einen hatte Bang diese auch in der Lehre vertreten, zum anderen waren diese Sprachen auch bereits in Löwen von de Harlez betrieben worden. Daneben hielt Bang seit 1896 Vorlesungen über die achämenidischen Inschriften.²⁹ Nach dem Tode Ch. de Harlez' am 14.7.1899 wurde nicht, wie vielleicht zu erwarten gewesen wäre, W. Bang auf den vakanten Lehrstuhl berufen, sondern: er war zunächst weiterhin in der Anglistik/ Germanistik tätig. Erst 1912/13 richtete man für ihn einen fakultativen Kurs „Einführung in die türkischen Dialekte Zentralasiens“ ein.

Hatten Bangs Forschungen beachtliche Fortschritte zu verzeichnen und ihm eine Reihe von Ehrungen und Auszeichnungen eingebracht, kam es zu für ihn äußerst problematischen Entwicklungen. Infolge des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges mußte er im August 1914 Belgien, wo er gerade erst (1913) ein Haus erworben hatte, verlassen.³⁰ Von Löwen aus begab er sich zunächst offenbar nach Darmstadt und erhielt 1917 einen Ruf an die Universität Frankfurt am Main,³¹ von wo aus er schließlich 1920 nach Berlin übersiedelte. Dort wurde Bang (vor allem auf Betreiben R. Graggers³²) an das bereits 1917 an der Berliner Universität gegründete „Ungarische Institut“ berufen. Dem Institut war damals auch eine eigene Abteilung für Turkologie zugeordnet worden. Dieser Ruf hatte verschiedene Gründe, einerseits war der Hungarologe Gragger persönlich an turkologischen Forschungen interessiert, andererseits waren ihm die altaistischen und ural-altaistischen Unternehmungen Bangs bekannt. Willi Bang Kaup wirkte bis zu seinem Tode in Berlin, wo er sich vor allem der Forschung an den infolge der deutschen und preußischen Turfan-Expeditionen nach Berlin gelangten türkischen Manuskripten widmete. Am 8.10.1934 ereilte ihn der Tod, als er in der Narkose nach einer Blinddarmoperation ein Herzversagen erlitt.³³

²⁶ van Tongerloo (1987), p. 81.

²⁷ Bang / Marquart (1898).

²⁸ Bang (1896f), (1898) u. (1902).

²⁹ van Tongerloo (1987), p. 82.

³⁰ van Tongerloo (1987), p. 82.

³¹ v. Gabain (1934), p. 336.

³² Der dt. Hungarologe und Gründungsdirektor des Ungarischen Instituts in Berlin Robert Gragger (7.11.1887–10.11.1926). Zu R. Gragger cf. Becker (1927).

³³ v. Gabain (1934), p. 335.

Bang wurden zu seinen Lebzeiten, wie erwähnt, zahlreiche Ehrungen zuteil: so wurde er zum Ehrenmitglied verschiedener wissenschaftlicher Gesellschaften ernannt, darunter der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und der Kőrösi-Csoma-Gesellschaft.

1.1.1 W. Bang und die Turfan-Forschung

Mit der Turfan-Forschung war Bang über mehrere unterschiedliche Sachverhalte resp. Ereignisse in Berührung gekommen. Einerseits hatte er sich schon früh mit dem Kök-Türkischen beschäftigt, und nahm überhaupt einen regen Anteil an den aktuellen Entwicklungen auf dem Felde der türkischen Philologie. Andererseits war er als Iranist schon in den 1880er Jahren mit F. C. Andreas³⁴ in Verbindung getreten.³⁵ Dieser war zunächst in Berlin tätig und vertrat seit 1903 die iranistischen Studien am Göttinger Orientalischen Seminar. Von Göttingen aus hatte Andreas regen Anteil an der Turfan-Forschung und beteiligte sich an der Auswertung der im Westen Chinas geborgenen iranischen Handschriften, deren sprachliche Bestimmung er leistete. Bang hatte mit Andreas seit den 1880er Jahren in Verbindung gestanden. Der Kontakt reichte also bis auf seine „iranistische Phase“ zurück.

Mit dem Beginn der Turfan-Forschung und den sich abzeichnenden Gegensätzen zwischen den Berliner Alturkologen und Iranisten (F. W. K. Müller und A. v. Le Coq) und deren St. Petersburger Konkurrenten W. Radloff und C. H. Salemann³⁶ ergriff er zugunsten der Berliner und vor allem gegen W. Radloff Partei. Hierzu schrieb A. v. Gabain in ihrem Nachruf auf W. Bang: „Als er den bewunderten F. W. K. Müller durch Radloff angegriffen sah, trat er ritterlich für ihn ein, und es entspann sich jene amüsante und äußerst fruchtbare Kontroverse Bang-Le Coq gegen Radloff-Salemann“.³⁷ Während Bang sich in seiner Löwener Zeit also vor allem „von Außen“ mit der Turfan-Forschung befaßte, und sich an den Auseinandersetzungen zwischen den Berlinern und St. Petersburgern beteiligte,³⁸ änderte sich die Situation mit seinem Weggang

³⁴ Der dt. Iranist Friedrich Carl Andreas (14.4.1846–3.10.1930). Zu Andreas cf. Lentz (1931), v. Selle (1931), Littmann (1953), Röhrborn (2001) und Knüppel/ van Tongerloo (2012b), bes. pp. 10–15 sowie seine autobiographische Skizze, die 1974 von H. Kanus-Credé aus seinem Nachlaß herausgegeben wurde (Kanus-Credé [1974]), und die von E. Pfeiffer aus dem Nachlaß von Lou Andreas Salomé herausgegebene Biographie (Pfeiffer [1951], pp. 237–252). Zu seiner Bibliographie cf. Eyser (1916). Daneben die verschiedenen aus seinem Nachlaß stammenden, von Kanus-Credé selektiv, unvollkommen und fehlerhaft edierten Korrespondenzen.

³⁵ Knüppel / van Tongerloo (2012b).

³⁶ Der russische Iranist und Archäologe Carl Hermann Salemann (russisch Karl Germanovič Zaleman) (28.12.1849–30.11.1916). Zu Salemann cf. Kononov (1989), pp. 96–97, Eren (1984), Perichanjan (1959).

³⁷ v. Gabain (1934), p. 336.

³⁸ Dies, wie die Edition des Briefwechsels mit F. C. Andreas (cf. Knüppel / van Tongerloo [2012b]), aber auch die vorliegende Edition zeigt, nicht nur in Gestalt von Rezensionen und Polemiken.

aus Löwen resp. seiner Übersiedlung nach Berlin vollkommen. Als R. Gragger ihn schließlich 1917/1920 an das „Ungarische Institut“ berief, hatte Bang sich schon längere Zeit mit dem Alttürkischen befaßt, und es begann die für ihn fruchtbarste Phase seines Schaffens: seine alttürkischen Studien, die sich in einer Vielzahl von Beiträgen niederschlug. Diese reichten von Texteditionen uigurischer Texte verschiedener Provenienz bis hin zu etymologischen und grammatikalischen Beiträgen. Zu nennen sind hier neben den bereits oben genannten manichäischen Arbeiten vor allem die „Türkischen Turfantexte“ und die „Turkologischen Briefe aus dem Berliner Ungarischen Institut“.

Für Berlin war die Übersiedlung Bangs aus Frankfurt ein ganz besonderer Glücksfall. Mit ihm wurde die dortige Einrichtung resp. die Reichshauptstadt zu einem Zentrum der noch jungen Turkologie. Am Berliner „Ungarischen Institut“ leistete Bang mit verschiedenen Mitarbeitern Grundlegendes in der Auswertung und der kritischen Edition der im Verlaufe der Turfan-Expeditionen geborgenen Materialien. Die Arbeit Bangs in Berlin hatte aber noch eine ganz andere Wirkung – durch den Umstand, daß Bang zahllose Schüler hatte, die später weltweit wirkten und der turkologischen Forschung in zahlreichen Ländern zu einer wahren Blüte verhelfen: Gabdul Reşit Rahmeti [Arat] (1900–1964), Hasan Tahsın Banguoğlu (1904–1989), Saadet Şakir Çağatay (1907–1989), Annemarie von Gabain (1901–1993), Gunnar Valfrid Jarring (1907–2002), Karl Heinrich Menges (1908–1999), Arvo Martti Oktavianus Räsänen (1893–1976) und Ananiasz Zajaczkowski (1903–1970).³⁹

1.2 Albert August von Le Coq (1860–1930)

1.2.1 A. v. Le Coq – Leben und Werk

Albert August von Le Coq wurde am 8.9.1860 als drittes von fünf Kindern und einziger Sohn des Großhandelskaufmanns und Weinhändlers sowie Co-Direktors der Berliner Lebensversicherungs-Gesellschaft August von Le Coq und dessen Ehefrau Marianne Poppe in Darmstadt geboren.⁴⁰ Die Familie seines Vaters war hugenottisch und läßt sich in Frankreich bis ins 14. Jh. zurückverfolgen.⁴¹ In Berlin war die Familie durch diesen Hintergrund mit der dortigen Gesellschaft eng verbunden. Nach dem Wunsch des Vaters sollte A. v. Le Coq, der zunächst das Französische Gymnasium in Berlin besuchte, in das väterliche Geschäft eintreten. Die Schule mußte v. Le Coq jedoch unfreiwillig vorzeitig verlassen. Hierzu bemerkte E. Waldschmidt, der an Stelle des Franz. Gymnasiums in Berlin, ein Gymnasium in Darmstadt nennt, später in seinem

³⁹ van Tongerloo (2011), p. 12.

⁴⁰ August von Le Coq war wegen seiner Verdienste in der Versicherungsgesellschaft 1875 in den preußischen Adelsstand erhoben worden.

⁴¹ Zu seinem familiären Hintergrund cf. auch die unten in den Anhängen beigefügten Genealogien.

Nachruf auf v. Le Coq: „[...] nachdem er wegen Teilnahme an einer verbotenen Verbindung auf der Prima [das Gymnasium] verlassen mußte und der in England erzogene Vater den harmlosen Seitensprung mit zu wenig Humor aufnahm“.⁴² Der Vater schickte seinen Sohn daher zur weiteren kaufmännischen Ausbildung nach London und in die Vereinigten Staaten, wo sich A. v. Le Coq von 1881–1887 aufhielt.

Neben seiner ungeliebten Tätigkeit als Vertreter der väterlichen Firma, wandte er sich einem medizinischen Studium zu. Die spärlichen Angaben zu seinem Ausflug in die Medizin sind etwas irritierend. Meist finden sich in der Literatur nur vage Verweise darauf, daß er sein Studium in Louisville, Kentucky „mit einem amerikanischen Diplom“⁴³ zu einem Abschluß gebracht haben soll. Dies war übrigens der einzige akademische Grad den v. Le Coq – abgesehen von der Verleihung eines Ehrendoktorgrades der Universität Kiel im Jahre 1909⁴⁴ – jemals erworben hat. Allerdings wird man auch dies nicht überbewerten dürfen. Daß er sein Studium der Medizin überhaupt eher nebenbei betrieben hat, wird beispielsweise aus dem Text des Nachrufs auf v. Le Coq aus der Feder von O. Strauß deutlicher.⁴⁵ Daß er tatsächlich Medizin studiert und einen entsprechenden Doktorgrad erhalten hat, bestätigt allerdings seine Witwe, E. v. Le Coq in einem Brief vom 10.11.1931.⁴⁶ Hierzu hat der Herausgeber des Briefes ergänzend angemerkt, daß v. Le Coq während des Semesters 1884–1885 den Doktorgrad erlangt hat.⁴⁷ Freilich merkt auch E. v. Le Coq an: „[...] and as he had to live three years in Louisville, Kentucky, he in the quiet winter-months took to studying medicine at the University there, [...]“.⁴⁸ Als Mediziner freilich hat A. v. Le Coq nie gewirkt – was wohl auch nicht weiter verwundern dürfte. Dessen ungeachtet sind ihm bei seinen späteren Feldforschungen seine während dieses Studiums erworbenen Kenntnisse wohl durchaus von einigem Nutzen gewesen.

Nach seiner Rückkehr aus den Vereinigten Staaten trat A. v. Le Coq in den väterlichen Betrieb ein, und hat diesen nach dem Tode des Vaters (1894) noch für einige Jahre weitergeführt, bis er das Unternehmen im Jahre 1900 verkaufte und von Darmstadt nach Berlin übersiedelte. Im Sommer desselben Jahres nahm er die Stelle eines Volontärs an der Afrikanisch-Ozeanischen Abteilung des Berliner Museums für Völ-

⁴² Waldschmidt (2000–2001), p. 160.

⁴³ Waldschmidt (2000–2001), p. 160.

⁴⁴ Strauß (1930), coll. 393–394. Der Ehrendoktorgrad war ihm nicht bereits 1903 verliehen worden, wie J. Kritzeck aus einem Brief seiner Witwe vom 10.11.1931 zitiert (Kritzeck [1962], p. 117). Vermutlich hat der Vf. die Handschrift E. v. Le Coqs nicht gut lesen können.

⁴⁵ Strauß (1930), coll. 393–394: „[...] unbefriedigt von dieser Tätigkeit [hat er] schon damals medizinische Studien getrieben“ (die „Tätigkeit“ bezieht sich auf seine Arbeit als Vertreter der Firma seines Vaters in den Vereinigten Staaten).

⁴⁶ Kritzeck (1962), p. 117.

⁴⁷ *Ibd.*, Anm. 10: „The University of Louisville Medical School recorded that he received the degree of Doctor of Medicine in the session of 1884–1885. He was listed as a resident of New York and his Preceptor was a Dr. C. Skinner. I am indebted to Mary H. Stahl, Reference Assistant in the Kornhauser Memorial Medical Library in Louisville for this information“.

⁴⁸ *Ibd.*

kerkunde an. Die Angaben hierzu, die sich in seinem Nachruf aus der Hand von O. Strauß finden, sind wiederum etwas irreführend. Strauß berichtet, daß seine Anstellung am Museum den Beziehungen seines Vaters zu P. W. A. Bastian⁴⁹ geschuldet sei. Tatsächlich war sein Vater zum fraglichen Zeitpunkt schon seit sechs Jahren verstorben. Vermutet werden darf eher, daß die in der Berliner Gesellschaft verankerte Familie v. Le Coq eben auch mit Bastian (und anderen Funktionsträgern des Berliner Kulturbetriebs) bekannt war, und dies A. v. Le Coq den Weg in die Museumslaufbahn geebnet hat. Daß sein Vater in der Tat auch Bastian gekannt hat, bezeugt allerdings auch E. v. Le Coq:

When –, as a volunteer –, he entered the “Museum der Völkerkunde” in Berlin – which treasures from his youth he knew by heart! – and which was founded by Bastian, with the pecuniary help of men interested in ethnological science, amongst them my father-in-law, August v. Le Coq, who had been one of the first young German merchants having had their apprenticeship in China 1852–55, [...].⁵⁰

Allerdings war A. v. Le Coq keinesfalls nur aufgrund irgendwelcher Beziehungen an das Berliner Museum für Völkerkunde gelangt. Vor, während und nach seinen Auslandsaufenthalten hatte sich der vielseitig begabte Kaufmannssohn autodidaktisch weitergebildet. Dieses Selbststudium reichte von verschiedenen Sprachen (neben Englisch und Französisch, auch bereits zwei der Hauptliteratursprachen der islamisch geprägten Welt: Osmanisch und Persisch – hinsichtlich des Arabischen dürfen für diese Zeit wohl nur sehr rudimentäre Kenntnisse angenommen werden), bis hin zu methodischen Kenntnissen der Ethnologie und Anthropologie des ausgehenden 19. Jh.s. Nach dem Eintritt in die Afrikanisch-Ozeanische Abteilung wandte sich v. Le Coq dem Studium des Arabischen, allerdings auch erstmals intensiv des Persischen und Osmanischen zu. Daneben besuchte er bei dem Indologen R. Pischel⁵¹ Lehrveranstaltungen zum Sanskrit.⁵²

Zunächst arbeitete A. v. Le Coq mit dem Berliner Ethnologen und Anthropologen F. von Luschan,⁵³ den er 1901–1902 auf einer seiner Reisen in das süd-ost-anatolische/ syrische Zincirli begleitete. v. Luschan hatte seit 1900 eine außerordentliche Professur für Physische Anthropologie inne, und führte seit 1883 Ausgrabungen in den Ruinen von Sam'al (bis 1902) durch. Die Ausgrabungen im aramäischen und hethitischen Bereich hatten v. Luschan international bekannt gemacht. Daneben nahm er jedoch auch ethnologische und anthropologische Feldforschungen (vor

49 Der dt. Ethnologe und Gründer des Museums für Völkerkunde in Berlin Philipp Wilhelm Adolf Bastian (26.6.1826–2.2.1905). Zu Bastian cf. Plischke (1953) und Buchheit/ Koepping (2001).

50 *Ibid.*, p. 118.

51 Der dt. Indologe Richard Pischel (18.1.1849–26.12.1908). Zu R. Pischel cf. Borchers (2009) und die dort zusammengestellte Literatur.

52 Waldschmidt (2000–2001), p. 161.

53 Der Ethnologe, Anthropologe und Archäologe Felix Ritter von Luschan (11.8.1854–7.2.1924). Zu v. Luschan cf. besonders Knoll (2004) u. Ruggendorfer/ Szemethy (2009).

allem „rassenkundlicher“ Natur) in der Region vor. Dieses Wirken auf mehreren Forschungsfeldern sollte später auch für v. Le Coq und dessen Arbeit in Ost-Turkistān beispielgebend sein. Während der Arbeiten in Zincirli sammelte v. Le Coq die später von ihm auf eigene Kosten publizierten kurdischen Textproben.⁵⁴ Für die Sammlung der kurdischen Materialien hatte v. Le Coq einen Gewährsmann, den Kurden Yusuf Efendi, gewinnen können. Obwohl v. Le Coq sich in der monatelangen Arbeit mit dem Kurdischen besser vertraut gemacht hatte, war er sich seiner Sache nicht wirklich sicher, und so legte er das gesammelte Material vor dessen Veröffentlichung dem ihm bis dahin unbekanntem Iranisten F. C. Andreas vor. Dieser war von den Aufzeichnungen und deren Bearbeitung begeistert, und so wurde v. Le Coqs erste wissenschaftliche Publikation auf den Weg gebracht.⁵⁵ Es war diese Arbeit, für die ihm die bereits erwähnte Ehrendoktorwürde der Universität Kiel verliehen wurde.⁵⁶

Im Herbst 1903 wechselte v. Le Coq in die Indische Abteilung des Museums für Völkerkunde. In seinem Nachruf auf v. Le Coq bemerkt O. Strauß hierzu lapidar: „Später trennte er sich von Luschan [...]“.⁵⁷ Die ganze Angelegenheit scheint allerdings keineswegs so ruhig vonstatten gegangen zu sein. Der „Trennung“ war offenbar ein Zerwürfnis zwischen v. Le Coq und v. Luschan vorausgegangen. Dies jedenfalls legen v. Le Coqs Äußerungen über v. Luschan in den unten edierten Briefen an W. Bang Kaup nahe. Auch eine Episode, die E. v. Le Coq später mitteilte, läßt die aufkommenden Gegensätze erahnen:

[...] he had not been six weeks there and attending at the University the lectures of his chef-Professor “Felix v. Luschan,” one of the Directors, – [when] he came home and said to me: “Well, I tell you I could lecture far better than he, he is an ignorant [sic].” I stood aghast and only answered: [“]Have you gone crazy in Berlin?! And lo–, four weeks afterwards, Luschan asked him to hold his lectures as he had to leave Berlin for a trip abroad! And – when Luschan returned, the students were sorry to lose their “student-lecturer,” who had been much more interesting, who, with it, had the most splendid *diction* in German, French and English! And – after Zendjirli he left Luschan for that uncopability [sic] and changed over to the Asiatic department of Professor Grünwedel, the renowned scholar –, who is still living.⁵⁸

Zu ersten Spannungen war es also möglicherweise schon vor der Expedition gekommen. Es darf vermutet werden, daß es vor allem unterschiedliche Arbeitsauffassungen der beiden Feldforscher waren, die die Verständigung erschwerten, und später offensichtlich nahezu unmöglich gemacht haben. v. Le Coqs Charakterisierungen v.

⁵⁴ v. Le Coq (1903), cf. unten Anhang, Schriftenverzeichnis Nr. 1.

⁵⁵ Kritzeck (1962), p. 116.

⁵⁶ Cf. hierzu den bei Strauß (1930), coll. 393–394 zitierten Auszug aus der Ehrendoktor-Urkunde: „Qui in Syriae et Ciliciae confiniis dialectorum quibus Curdi a Tauri et Zagri radicibus in istas regiones translati utuntur testimonia auribus acutissime excepta litteris admirabili diligentia et sollertia mandavit, deinde in patriam reversus duobus voluminibus comprehensa in lucem edidit“.

⁵⁷ Ibd.

⁵⁸ Kritzeck (1962), p. 118.

Luschans – vor allem aber die Auslassungen zu dessen angeblicher Inkompetenz – werden den Leistungen v. Luschans kaum gerecht und spiegeln eher die zwischen den beiden bestehenden Animositäten wider. Zum einen war A. v. Le Coq offenkundig sehr von sich selbst überzeugt, zum anderen hatte er zu dieser Zeit keinerlei archäologische Erfahrungen und wohl auch nicht den richtigen oder gar keinen Zugang zu der von F. v. Luschan betriebenen physischen Anthropologie. Umgekehrt interessierte sich v. Luschan – im Gegensatz zu v. Le Coq – kaum für Sprachen und war (im Gegensatz zu diesem) ein bedeutender Mediziner.

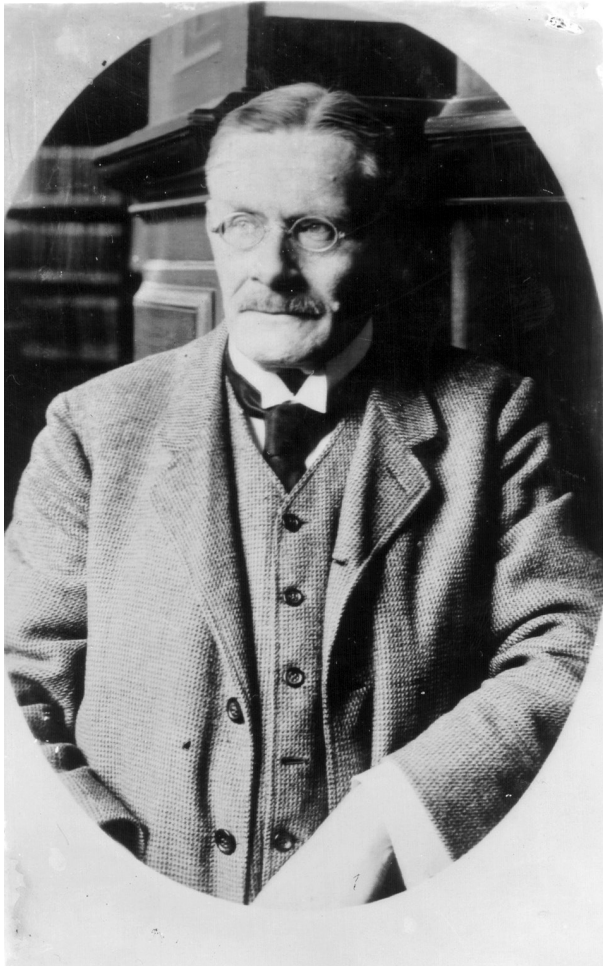


Abb. 2: Albert August von Le Coq (UB der Humboldt-Universität zu Berlin; Portraitsammlung: Le Coq, Albert von).

Nach v. Le Coqs Eintritt in die von A. Grünwedel (1856–1935)⁵⁹ geleitete Indische Abteilung wurde A. v. Le Coq dem Direktor des Berliner Zeughauses, Major Edgar Eduard v. Ubisch-Koleva,⁶⁰ vorgestellt und mit der Bestimmung und Auszeichnung der asiatischen Waffen der Sammlung des Prinzen Friedrich Karl von Preußen (1828–1885)⁶¹ beauftragt. Eine Beschreibung der Arbeit, die ihn für ein halbes Jahr in Anspruch nahm, gibt wiederum E. v. Le Coq in einem Brief vom 9.12.1931:

[...] to arrange and to decipher (?) – a most beautiful collection of Asiatic Arms, which the “Prince Friedrich Karl of Prussia” had dedicated to the “Zeughaus!” It was a treat for my husband, as he indulged in foreign arms; our house was full of them which he had brought from London⁶² each time he returned from there. Thus he worked strenuously – mostly by night, – half a year; his day began at seven o'clock in the morning at the “Oriental Seminar” where he rounded his private studies in Persian, Arabic, Turk[ish], and – Sanskrit! (The last one he had to give up, it was over much), and at ten o'clock he attended the Museum until three o'clock.⁶³

Während dieser Zeit kam es zu einigen Entwicklungen, die für seinen weiteren Lebensweg von größter Bedeutung sein sollten. Bereits in den letzten Jahren des 19. Jh.s war Grünwedel auf Veranlassung der beiden Pioniere der russischen Zentralasienforschung, W. Radloff und C. H. Salemann, im Zuge der Vorbereitungen einer neuen russischen Zentralasienexpedition, die für die Jahre 1899/1900 geplant war, eingeladen worden, an dieser Expedition teilzunehmen. Nachdem dann auch noch auf dem Orientalisten-Kongress in Rom (1899) die Ergebnisse vorgestellt worden waren,⁶⁴ gelangte Grünwedel zu der Überzeugung, daß eine eigene deutsche Expedition in den Westen Chinas notwendig sei.⁶⁵ Mit einer für heutige Verhältnisse beeindruckenden Geschwindigkeit gelang es Grünwedel die für das angestrebte Unternehmen erfor-

59 Der Buddhologe, Tibetologe, Ethnologe, Kunsthistoriker und Archäologe Albert Grünwedel (31.7.1856–28.10.1935). Zu A. Grünwedel cf. Waldschmidt (1935); Müller (1936); Schubert (1936–1937); Hoffmann (1965) u. (1966); Grönbold (1974); Stache-Rosen (1981); Franz (1986); Walravens (1988), (2001a) und (2004); Sundermann (2002); Dreyer (2011); van Tongerloo/ Knüppel (2012).

60 v. Ubisch-Koleva selbst hat später übrigens die überwiegend aus Militaria bestehende „Türkenbeute“ des Markgrafen Ludwig Wilhelm v. Baden wissenschaftlich katalogisiert.

61 Die Sammlung war eigentlich vom Vater Prinz Friedrich Karls von Preußen, Prinz Karl v. Preußen angelegt worden. Prinz Friedrich Karl hatte die Sammlung lediglich an das Zeughaus verkauft. Die Sammlung war im 19. Jh. bereits ein erstes Mal inventarisiert und katalogisiert worden. Vermutlich hat A. v. Le Coq bei seiner Arbeit hierauf zurückgegriffen. Zur Sammlung waren nach dem Verkauf allerdings auch noch einige Staatsgeschenke hinzugekommen (freundlicher Hinweis von Herrn Dr. Sven Lützen, Deutsches Historisches Museum, Berlin).

62 A. v. Le Coq beschaffte später in London auch einige Asiatische Waffen für die Bestände des Völkerkunde-Museums (Crahmer [1911], p. 8).

63 Kritzeck (1962), p. 119.

64 Es war S. F. Ol'denburg, der in einem Bericht die Arbeiten, Funde und Erkenntnisse der durchgeführten Kampagne vorgestellt hatte.

65 Durch die Erfolge der russischen Expedition wurden allerdings nicht nur die deutschen Archäologen und Buddhisten auf den Plan gerufen, auch britische, französische und japanische Expeditionen wurden teilweise umgehend ausgerüstet und auf den Weg in den Westen Chinas geschickt.

derlichen finanziellen Mittel sicherzustellen sowie die organisatorischen Voraussetzungen für das Unternehmen zu schaffen. Mit Hilfe seines wissenschaftlichen Mitarbeiters Georg Huth⁶⁶ und des mit diesem bekannten Berliner Pharmakologen Louis Lewin⁶⁷ gelang es, eine Reihe von Geldgebern zu finden. Unter diesen befanden sich der Industrielle Friedrich August Krupp und der Kunstmäzen James Simon.⁶⁸ Zu den von diesen bereitgestellten Spenden traten noch öffentliche Gelder des Museums für Völkerkunde und eine Zuwendung des „Ethnologischen Hilfskomitees Berlin“. An dieser ersten deutschen Expedition in den Westen Chinas,⁶⁹ die unter der Leitung von A. Grünwedel stattfand, nahmen neben diesem der erwähnte wissenschaftliche Mitarbeiter in der Indischen Abteilung des Museums Georg Huth und der Museumstechniker Theodor Bartus⁷⁰ teil. Die Expedition, die in das ost-turkistanische Turfan führen sollte, brach am 11.8.1902 auf und erreichte das Zielgebiet im Dezember desselben Jahres. Die Kampagne zog sich bis April 1903 hin und übertraf in Bezug auf die in 46 Kisten mitgeführten Fundstücke alle Erwartungen. Es konnten zahlreiche Manuskripte in einer ganzen Reihe von Sprachen und verschiedenen Schriften und Schriftsystemen sowie Skulpturen und kleinere Fundobjekte aller Art geborgen werden.⁷¹ Besonderes Aufsehen allerdings erregten die manichäischen Handschriftenfunde. Mit diesen lagen nun erstmals Selbstzeugnisse der längst erloschenen Weltreligion des „Lichtgesandten“ Mani vor.

Der überwältigende Erfolg hinsichtlich der Ergebnisse und Funde der Expedition, allerdings auch die Aktivitäten der „Konkurrenz“ (so hatte der britisch-ungarische Zentralasienreisende und Archäologe Sir M. A. Stein⁷² bereits im Herbst 1902 einen Vortrag über seine Arbeiten an den kulturellen Hinterlassenschaften der alten Reiche

66 Hier Georg Huth (25.2.1867–1.6.1906), der die finanzielle Unterstützung der ersten Turfan-Expedition organisiert hatte, an dieser teilnahm und später noch eine Expedition in die Pamir-Region durchführte. Zu G. Huth cf. Laufer (1906), Vogel (1974) und Knüppel/ van Tongerloo (2012a) sowie die dort zusammengestellte Literatur. Biographische Skizzen finden sich auch in zahlreichen enzyklopädischen Werken, etwa: ohne Vf. (1910): Juedische Dozenten an der Berliner Universität. In: *Ost und West. Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Judentum. Organ der Deutschen Konferenz-Gemeinschaft der Alliance Israélite Universelle* 10. Jg., Heft 11. Berlin November 1910, coll. 739–752 [über G. Huth, coll. 747–748, Portrait coll. 745–746].

67 Der dt. Toxikologe und Pharmakologe Louis Lewin (9.11.1850–1.12.1929). Zu Lewin cf. Müller/ Holmstedt/ Lohs (1982) und Engel (1985).

68 Der dt. Textilunternehmer und große Kunstmäzen James Simon (17.9.1851–23.5.1932). Zu J. Simon cf. Matthes (2000) und Schuster (2001).

69 Cf. zur ersten Deutschen Turfan-Expedition besonders Grünwedel (1906).

70 Der Museumstechniker und Sammlungsaufseher Bernhard August Theodor Ludwig Bartus (30.1.1858–28.1.1941). Zu Th. Bartus cf. Jordan (1993), (2000) und (2001) sowie Knüppel (2010b) und (2011) sowie Knüppel/ van Tongerloo (2011).

71 Insgesamt wurden im Verlaufe der deutschen Turfan-Expeditionen Handschriftenreste in 17 verschiedenen Sprachen und 24 verschiedenen Schriften resp. Schriftsystemen aufgefunden (v. Le Coq [1926], p. 29).

72 Gemeint ist der ung.-brit. Archäologe und Zentralasienreisende Sir Marc Aurel Stein (26.11.1862–26.10.1943). Zu Sir M. A. Stein cf. jüngst Whitfield (2004) u. (2008).

an den Seidenstraßen in Hamburg gehalten⁷³) führten zur Bewilligung einer Fortsetzung der Arbeiten. Diese erfolgte durch die Sektion zur Erforschung Zentralasiens, die unter der Leitung von R. Pischel und H. Lüders eingerichtet wurde. Für die Leitung der geplanten zweiten Expedition, die (vor allem aufgrund ihrer Finanzierung durch Kaiser Wilhelm II.) als „Erste Königlich-Preußische Turfan-Expedition“ bezeichnet wurde, fiel die Wahl auf A. v. Le Coq. Ausschlaggebend für diese Entscheidung waren offenbar zwei Sachverhalte: 1. v. Le Coq hatte bereits Feldforschungserfahrungen aus Zircirli, 2. hatte er im Januar 1904 auf sein eigenes Risiko den Transport und Ankauf der Skulpturen-Sammlung G. W. Leitners⁷⁴ organisiert. Durch die letztgenannte Unternehmung war das Museum für Völkerkunde in den Besitz mehrerer hundert Stücke, darunter solche der graeco-buddhistischen Gandhāra-Kunst, gelangt.⁷⁵ v. Le Coq arbeitete schließlich gemeinsam mit Th. Bartus, der als Einziger an allen vier deutschen Turfan-Expeditionen beteiligt war, von November 1904 bis Dezember 1905 in Turfan. Die Reise führte die Teilnehmer von Urumči nach Turfan und in die Umgebung der Oase – nach Qara-Ḥodja und Yarḥoto – sowie im August 1905 nach Hami und schließlich im Oktober desselben Jahres nach Kašgar, wo die Expedition mit der inzwischen ebenfalls auf den Weg gebrachten dritten deutschen Turfan-Expedition zusammengeführt wurde.⁷⁶ Die Ausbeute dieser zweiten Expedition war noch einmal deutlich größer als jene der ersten Kampagne. v. Le Coq und Bartus brachten in 103 Kisten unzählige Manuskripte und Bruchstücke von Handschriften sowie erstmals auch komplette Fresken, die von den Wänden der buddhistischen Kulthöhlen abgelöst worden waren, mit. An der dritten Expedition⁷⁷ unter Leitung A. Grünwedels nahmen A. v. Le Coq, H. Pohrt und, wie erwähnt, Th. Bartus teil. Sie währte bis April 1907 und führte die Teilnehmer Grünwedel und Pohrt zunächst nach Kašgar und Tumšūq, im Februar des Jahres 1906 nach Qızıl, Kiriš, Qučā und Qumtura, im Frühjahr des selben Jahres nach Qorla und Šorčuq und nach der Zusammenführung mit der zweiten Expedition im Juni alle Teilnehmer nach Turfan. Im April 1907 erfolgte die Rückreise von der Oase über Urumči. Nach der dritten Kampagne wurden 118 Kisten mit Handschriften und anderen Fundstücken nach Berlin befördert. Der erneute gewaltige Erfolg ermöglichte es, noch eine vierte Turfan-Expedition auszusenden.⁷⁸ Auch diese Expedition wurde wieder von A. v. Le Coq geleitet, und währte von Juni

⁷³ Stein war 1899–1901 bis nach Ḥotan vorgestoßen. Zu dem Vortrag M. A. Steins „A journey of archaeological exploration in Chinese Turkestan“ cf. Verhandlungen des XIII. Internationalen Orientalisten-Kongresses. Hamburg September 1902. Leiden 1904, pp. 85–87.

⁷⁴ Gemeint ist der österreichisch-ung. Orientalist Gottlieb Wilhelm (William) Leitner (14.10.1840–22.3.1899). Zu G. W. Leitner cf. *ÖBL* 5. 1972, p. 119.

⁷⁵ Waldschmidt (2000–2001), p. 161.

⁷⁶ Zur zweiten deutschen (ersten preußischen) Turfan-Expedition cf. v. Le Coq (1909), (1910), (1912) [unter dem Pseudonym „Zaturpanskij“ erschienen], (1913) und (1926).

⁷⁷ Cf. zur dritten deutschen (zweiten preußischen) Turfan-Expedition Grünwedel (1912), v. Le Coq (1926) und Zaturpanskij (1912).

⁷⁸ Cf. zur dritten preußischen (vierten deutschen) Turfan-Expedition v. Le Coq (1918) und (1928).

1913 bis Februar 1914. Während des Unternehmens waren A. v. Le Coq und Bartus zunächst von Juni–September 1913 in Kašgar, danach in Qučā und Qızıl, ab November desselben Jahres in Kiriš, Simsim und Qumtura, ab Dezember (bis Januar 1914) in Tumšūq, und anschließend wieder in Kašgar tätig. Während der Kampagne erkrankte A. v. Le Coq an der Ruhr und mußte die Leitung schließlich krankheitsbedingt an Th. Bartus abgeben. Obwohl diese vierte Expedition hinsichtlich der geborgenen Stücke die vorangegangene Expedition quantitativ noch einmal übertreffen sollte (156 Kisten mit Fundstücken), sollte es zu keinen weiteren Expeditionen kommen. Es war der Ausbruch des Ersten Weltkriegs, der alle weiteren Unternehmungen dieser Art unmöglich machte. Auch nach dem Kriege sollte die prekäre wirtschaftliche Lage des Deutschen Reiches keine weiteren Expeditionen nach Ost-Turkistān, das wie der Rest Chinas mit dem Ende der Qing-Dynastie in Chaos und Bürgerkrieg versunken war, erlauben. Wie A. v. Le Coq in seinem Brief vom 27.5.1914 W. Bang wissen läßt,⁷⁹ hatte er für die Zukunft noch mindestens eine weitere Expedition ins Auge gefaßt. Die Leitung derselben sollte allerdings (– wegen seiner angeschlagenen Gesundheit –) ein anderer übernehmen. Hierfür schlug er in seinem Brief den Zentralasienreisenden und Tibetologen Albert Tafel (1877–1935)⁸⁰ vor.

Schon während der Expeditionen hatte sich A. v. Le Coq erfolgreich um die Auswertung der von ihm und den übrigen Expeditionsteilnehmern zusammengetragenen Funde bemüht. Die Reihe der Publikationen aus diesen Jahren verdeutlicht das.⁸¹ Nach den Expeditionen widmete er allerdings seine ganze Kraft und Zeit diesem Unterfangen. War er bis dahin am Museum nur als Volontär und wissenschaftlicher Mitarbeiter tätig gewesen, wurde er am 1.4.1914 schließlich zum Direktorial-Assistenten ernannt – eine Position, die in etwa der eines Kustos entspricht. Zudem hatte man ihm zu Beginn der vierten Turfan-Expedition am 31.3.1913 den „Professorentitel“ verliehen.⁸² Erst nach dem Ausscheiden A. Grünwedels im Oktober 1921 resp. der folgenden Leitung der Indischen Abteilung des Museums durch den großen F. W. K. Müller⁸³ wurde v. Le Coq schließlich zum Direktor der Abteilung ernannt. Zu seinem Wirken im Museumsdienst schrieb E. Waldschmidt:

Bald darauf begann der Umbau des Museums. Mit ganzer Kraft setzte sich von Le Coq nun für seine „Turfanfunde“ ein. Auf Grund des einzigartigen Materials erreichte er auch eine bevorzugte Behandlung. Während die ehemalige Indische Abteilung auf einen Bruchteil zusammenschrankte und heute kaum mehr den Torso einer Schausammlung bietet, blieben die Turfan-Sammlungen vollzählig in der Stadt, und ihre heutige monumentale Aufstellung, welche die indischen und ostasiatischen Sammlungen völlig überschattet, kam zustande. Sie ist als von Le

⁷⁹ Siehe unten Dokument Nr. 73.

⁸⁰ Gemeint ist der dt. Zentralasienreisende und Tibetologe Albert Tafel (6.11.1877–19.4.1935).

⁸¹ Cf. hierzu unten Anhang I.

⁸² Waldschmidt (2000–2001), p. 164.

⁸³ Müller wurde mit Wirkung vom 26.4.1923 von seinen Verpflichtungen entbunden und v. Le Coq übernahm (bis dahin als Kustos in der indisch-asiatischen Abteilung) die Leitung ([ohne Vf.]: Personalnachrichten. In: *Berliner Museen* 44 [7–8]. Juli 1923, p. 71).

Coqs eigenstes Werk anzusehen, denn sein Einfluß blieb gesichert, nachdem er am 1.10.25 die pensionspflichtige Altersgrenze erreicht hatte.⁸⁴

Allerdings verschlechterte sich A. v. Le Coqs Gesundheitszustand seit ungefähr 1928 zunehmend und erlaubte es ihm kaum mehr, weiter zu arbeiten.⁸⁵ Zwar hatte er auch schon in den nachfolgenden Briefen, die er rund anderthalb Jahrzehnte zuvor verfaßt hatte, darüber berichtet, daß er gezwungen war, seinen Lebenswandel zu ändern, jedoch sollten ihm die sich ergebenden Einschränkungen erhalten bleiben. Für seine Arbeit bedeutete dies, daß nur noch einige kürzere Beiträge fertiggestellt wurden, der letzte Teil seiner „Neuen Bildwerke“, die den VII. Teil der „Buddhistische Spätantike in Mittelasien“ bilden sollten, sogar unvollendet blieben (sie wurden erst 1933 von E. Waldschmidt der Veröffentlichung zugeführt). A. v. Le Coq verstarb schließlich am 21.4.1930 in Berlin.

1.2.2 A. v. Le Coq und die Turfan-Forschung

Nachdem, wie erwähnt, A. Grünwedel zur Teilnahme an einer russischen Grabungskampagne eingeladen worden war, begannen sich auch die Interessen des Deutschen Reiches auf den Westen Chinas zu richten. In der Zeit des Kolonialismus und Imperialismus – vor allem aber des Wettstreits der europäischen Kolonialmächte um Prestige und Anerkennung – waren archäologische Forschungen und spektakuläre Ausgrabungen zu prestigeträchtigen Unternehmungen geworden. Nicht zuletzt galt es aber vor allem auch, die Museen und Sammlungen der Hauptstädte mit außergewöhnlichen Exponaten zu bestücken. Hinsichtlich dieser Bestrebungen war im ausgehenden 19. Jh. ein regelrechter Wettlauf um den Zugriff auf tatsächlich oder vermeintlich besonders spektakuläre Funde resp. Grabungsstätten, welche solche erwarten ließen, entbrannt. Für Berlin hatten sich diese Bemühungen durchaus gelohnt: so hatte Schliemanns „Schatz des Priamos“ seinen Weg ebenso in die Reichshauptstadt gefunden, wie das babylonische Istar-Tor (samt Prozessionsstraße des Nebukadnezar) oder der Pergamon-Altar. Im Deutschen Reich war es Kaiser Wilhelm II. selbst, der ein ganz besonderes Interesse an derartigen Unternehmungen zeigte, wobei es dem deutschen Monarchen durchaus nicht nur um Fragen des Prestigegewinns ging. Tatsächlich verfolgte der archäologie-begeisterte Kaiser die Entwicklungen auf diesem Felde mit großer Aufmerksamkeit und aus persönlichem Interesse an der Sache. Bei der erwähnten Beschaffung spektakulärer Fundstücke für die Berliner Museen sollte schließlich auch A. v. Le Coq eine Schlüsselrolle spielen – gelangen diesem doch

⁸⁴ Waldschmidt (2000–2001), p. 162.

⁸⁵ So berichtet O. Strauß in seinem Nachruf, daß v. Le Coq, der seit 1923 als Mitarbeiter an der Schriftleitung der „Orientalistischen Literaturzeitung“ wirkte, „bei zunehmender Kränklichkeit Ende 1928 Südasien an den Verfasser dieser Zeilen [also O. Strauß] abgab“ (Strauß [1930], coll. 393–394).

nicht nur besonders zahlreiche, sondern auch die wohl spektakulärsten Funde der Turfan-Expeditionen. Häufiger ist in diesem Zusammenhang der angebliche Gegensatz zwischen A. Grünwedel und A. v. Le Coq in der Frage des Umganges mit den Fresken in buddhistischen Kulthöhlen betont worden. Daß A. Grünwedel jedoch grundsätzlich gegen eine Mitführung von Fundstücken (darunter auch Beispielen alt-buddhistischer Wandmalereien) gewesen ist, darf angesichts des Auftrages, des Hintergrundes Grünwedels und seiner sonstigen Bemühungen allerdings bezweifelt werden. Tatsächlich dürfte es bei dem Gegensatz primär um die Frage der Möglichkeiten einer weitgehend beschädigungsfreien Entfernung der Fresken gegangen sein – ein Problem, das schließlich von Bartus gelöst wurde.⁸⁶

Ein wesentlich größerer Unterschied zwischen Grünwedel und A. v. Le Coq dürfte in der Frage der Popularisierung der Turfan-Forschung bestanden haben. Zwar hatte auch der künstlerisch begabte „Museumsmensch“ Grünwedel die Bedeutung der Popularisierung sehr wohl begriffen, betrieb sie aber mitnichten so konsequent wie A. v. Le Coq. Es darf wohl angenommen werden, daß zu v. Le Coqs „Geschäftssinn“ auch seine kaufmännische Ausbildung und Erfahrung im Betrieb seines Vaters, den er selbst einige Jahre geleitet hatte, ihren Teil beigetragen haben. Es waren die publikumswirksamen Ausstellungen, die aufwendigen Präsentationen der Schaustücke (beispielsweise der Nachbau ganzer Kulthöhlen unter Verwendung der mitgebrachten Fresken und auf die Aufmerksamkeit der Museumsbesucher ausgerichtete Arrangements in den Ausstellungen). Zu Recht ist in E. Waldschmidts Nachruf auf A. v. Le Coq auf dessen Rolle als Schöpfer der „gigantischen“ Schausammlung des Museums hingewiesen worden.⁸⁷ Teil dieser Popularisierung waren auch einige seiner Publikationen,⁸⁸ von welchen beispielsweise „Von Land und Leuten in Ostturkistan“ vollkommen zu Unrecht gelegentlich als „eher dem Genre des Abenteuerromans [oder] der Reiseerzählung“ zugehörig bezeichnet wurde.⁸⁹ Kritiker haben A. v. Le Coq und dessen Intention resp. den Bestimmungszweck dieser Schriften vollkommen verkannt. Bücher wie das erwähnte – besonders jedoch „Auf Hellas Spuren in Ost-Turkistan“ – richteten sich nicht an die überschaubare Zahl von Experten verschiedener Disziplinen, sondern vielmehr an ein breites Publikum. Mitnichten kamen in diesen Schriften Dilettantismus oder beschränkte Fähigkeit zu ernsthafter wissenschaftlicher Arbeit zum Ausdruck, sondern vielmehr müssen diese im Kontext eben jener Popularisierung verstanden werden. Allerdings hatte A. v. Le Coq es durchaus

⁸⁶ Hierzu v. Le Coq (1926), pp. 116–117, wo eine ausführliche Beschreibung der Ablösung der Fresken von den Wänden gegeben wird.

⁸⁷ Cf. hierzu oben. Ähnlich äußerte sich auch E. v. Le Coq in ihrem bereits erwähnten Brief vom 10.11.1931: „[...] the career ‘contre coeur,’ ending by being Director of the Asiatic Department of the Berlin Ethnological Museum, in which he now has filled 24 big rooms with his treasures from Turkestan!“.

⁸⁸ Zu nennen sind hier vor allem die beiden Reisebeschreibungen „Auf Hellas’ Spuren in Ostturkistan“ und „Von Land und Leuten in Ostturkistan“ (cf. Anhang I, Schriftenverzeichnis, Nrr. 55 und 63).

⁸⁹ Beispielsweise in Schlingloff (2004).

auch verstanden, die Popularisierung mit wissenschaftlicher und besonders philologischer Arbeit zu verbinden. Es war kein Zufall, daß er sich für die Bearbeitung ausgerechnet die manichäisch-ugurischen Schriftzeugnisse, deren Entdeckung soviel Aufmerksamkeit erregt hatte, auswählte. Auch war ihm die Wirkung der Bildbände – deren Erstellung ihn, wie aus seinen Briefen hervorgeht, aufs Äußerste langweilte⁹⁰ – bekannt, und diese Wirkung auch von ihm beabsichtigt. War Grünwedel auch der Initiator der deutschen Turfanforschung gewesen, so war es A. v. Le Coq der dieser die nötige öffentliche Aufmerksamkeit und Popularität verschaffte – und somit nicht zuletzt auch die entsprechende Förderung sicherte.

1.2.3 A. v. Le Coq als Archäologe und Kunsthistoriker

Nicht unumstritten war eine ganz andere Tendenz verschiedener Werke A. v. Le Coqs: seine Feststellungen zu westlichen Kultureinflüssen in der Kunst Zentralasiens. Immer wieder wurde von ihm auf diese tatsächlich existierenden, aber bisweilen auch zweifelhafte überbetonten, Einflüsse hingewiesen. Wesentliche Aspekte eines tatsächlich existierenden, Jahrtausende zurückreichenden Austauschs zwischen China und „dem Westen“ wurden allerdings erst in den vergangenen Jahren immer deutlicher und waren v. Le Coq freilich noch nicht bekannt (sie wurden allenfalls von ihm vermutet): der Charakter der tocharischen Sprachen lag noch im Dunkeln, bedeutende Funde, die diesen Austausch belegen, waren noch nicht gemacht und an vergleichende DNA-Untersuchungen war selbstverständlich noch lange nicht zu denken (bestanden hierfür nicht einmal die elementarsten Grundlagen). A. v. Le Coq betrachtete die möglichen Kontakte vor allem im Zusammenhang mit dem Vordringen Alexanders III. des Großen bis nach Zentralasien und dem Entstehen der graeco-baktrischen Reichsbildungen. Die Berührungen freilich betrachtete er aus der antikenbegeisterten westlichen Perspektive eher als einseitig. Dieser Ansatz kommt bei ihm schon in den Titeln seiner Werke zum Ausdruck („Die buddhistische Spätantike in Mittelasien“, „Auf Hellas Spuren in Ort-Turkistan“, „Die Brücke zwischen dem Hellenismus und dem Chinesentum“ und „Frühe Zusammenhänge zwischen der Kultur Mittelasiens und der der germanischen Staaten Europas“⁹¹) und es finden sich zahllose Bemerkungen, die erhellen, welche Annahmen seinen Vorstellungen von westlichen Spuren, vor allem solchen der klassischen Antike in Zentralasien, zugrundelagen. Daher wurde v. Le Coq später als „Philhellenen“ gelegentlich vorgeworfen, daß er (wie andere auch) „die asiatischen Dinge nur durch die Brille der Antike anzusehen imstande“ sei.⁹²

Nun ist dies alles keineswegs eine Besonderheit der Werke v. Le Coqs. Andere seiner Zeitgenossen, die sich vor allem zur buddh. Kunst Zentralasiens äußerten,

⁹⁰ Cf. hierzu Dokumente Nrr. 44, 53 und 64.

⁹¹ Cf. unten Anhang I, Schriftenverzeichnis Nrr. 36, 40–43, 55–57, 61, 67, 74–80.

⁹² Waldschmidt (2000–2001), p. 163.

vertraten eine ganz ähnliche Auffassung. Auch A. Grünwedel⁹³ und A. Foucher⁹⁴ verwiesen⁹⁵ deutlich auf die (auch tatsächlich nachweisbaren) Spuren griech., oder genauer: graeco-baktrischer Kunst in den Zeugnissen der buddh. Kunst benachbarter Kulturen. Befördert worden war diese Tendenz, die freilich bisweilen etwas befremdliche Züge trug, vor allem durch die Entdeckungen im Bereich der ehemaligen graeco-baktrischen Reichsbildungen und die Spekulationen hinsichtlich der Spuren des Alexanderzuges.⁹⁶ Letztere fanden beispielsweise ihren Ausdruck in den Versuchen der Identifizierung verschiedener Völker Zentral- und Südasiens mit Nachfahren der Krieger Alexanders III. d. Gr., Spekulationen, die in der Zeit des Kolonialismus und der propagierten Überlegenheit des Westens in besonderer Weise gedeihen konnten und ihren Niederschlag auch in der Literatur fanden. Man denke hier nur an die auch von A. v. Le Coq geschätzten Schriften R. Kiplings⁹⁷ (z. B. die Erzählung „The man who would be king“⁹⁸) oder die immer wiederkehrende Bearbeitung des Topos der „Lost race“ bei H. R. Haggard.⁹⁹ Überflüssig zu erwähnen, daß beide überzeugte Verfechter des brit. Kolonialismus waren, und ihrem Sendungsbewußtsein auch eine literarische Gestalt zu geben trachteten. Die Ausdehnung der Spurensuche des antiken Erbes auch auf die seit dem ausgehenden 19. Jh. zunehmend zugänglicher werdenden Regionen Zentralasiens stellten einen beinahe konsequenten Schritt dar. So versuchte etwa auch Gottlieb Wilhelm Leitner (1840–1899), dessen Sammlung A. v. Le Coq 1904 nach Berlin brachte,¹⁰⁰ die dardischen Völker zu Nachfahren der makedonischen Soldaten des Alexanderzuges zu erklären. A. v. Le Coq leistete hier lediglich seinen Beitrag, fernab aller kolonialistischen Propaganda oder womöglich gar völkischen Geistes. Im Grunde wurde nur eine im Westen bestehende weitverbreitete Anschauung aufgegriffen und von ihm (wie auch von Foucher und Grünwedel) dem Zeitgeist entsprechend auf die alten Länder der Seidenstraßen übertragen. Der Gedanke eines Weiterlebens antiker Kultur in entfernteren Weltgegenden war schlicht ein höchst attraktiver Gedanke und tatsächlich fanden sich die entsprechenden Hinweise ja auch nicht bloß in den Funden Leitners und anderer. Die Entdeckungen Grünwedels, die dieser sehr genau dokumentiert hatte, erhärteten die Annahme eines

93 Besonders in Grünwedel (1893) und (1900).

94 Gemeint ist der franz. Indologe Alfred Charles Auguste Foucher (21.11.1865–30.10.1952).

95 Foucher (1905–1922).

96 Entsprechende Spekulationen kamen bereits 1833 auf (Burnes [1833]). Einen guten Überblick bietet hier Sidky (1999). Tatsächlich haben jüngst durchgeführte vergleichende Untersuchungen des Erbguts geringfügige Übereinstimmungen zwischen Angehörigen südost-europäischer Volksgruppen und paßtünischer Probanden ergeben. D. h. eine, wenn auch verschwindend geringe, griech.-makedon. Komponente an der afghan. Bevölkerung ist durchaus nachweisbar – freilich ist es gewagt hieraus Schlußfolgerungen zur Vermittlung von Kunst und Kultur ableiten zu wollen.

97 Hier der brit. Autor Rudyard Kipling (30.12.1865–18.1.1936).

98 Eine Erzählung Kiplings, die 1888 in einer Zeitschrift, in der Kurzgeschichten publiziert wurden, erschienen war.

99 Der brit. Autor Sir Henry Rider Haggard (22.6.1856–14.5.1925).

100 Cf. hierzu oben 1.2.1.

solchen Fortwirkens antiker Kultur. Die Indizien reichten hierbei von der Darstellung des Faltenwurfs der Gewänder auf den Fresken der buddh. Kulthöhlen in Turfan (und anderen Orts), über die nicht-sinide und nicht-turanide Physiognomie dort abgebildeter Figuren (rote Haare, blaue Augen etc.) bis hin zur Bewaffnung (etwa die Darstellungen von Schwertern mit sogenanntem „Kreuzgriff“). Da A. v. Le Coq durch seine Sammlung asiatischer Waffen sowie die Arbeit im Zeughaus gerade mit solchen recht vertraut war, erregten natürlich auch diese seine Aufmerksamkeit.

Gerade aber die Ausführungen zu Physiognomie erwecken beim heutigen Leser eher unangenehme Assoziationen. Äußerungen hinsichtlich *dér* Asiaten oder *dér* Orientalen, die sich auch bei v. Le Coq häufiger finden, spiegeln einerseits bestehende Klischees und andererseits bisweilen auch Desinteresse an bestimmten Gegenständen, keinesfalls aber irgendeine rassistische Grundüberzeugung oder dergleichen wider. Bereits E. Waldschmidt sah sich in seinem Nachruf auf v. Le Coq genötigt, hierzu Stellung zu nehmen und die Dinge – oder vielmehr Äußerungen A. v. Le Coqs – in das rechte Licht zu rücken:

Von Le Coq machte aus seiner Abneigung manchen asiatischen Völkern gegenüber kein Hehl. Die religiöse Welt Indiens mit ihrer formsprengenden Kunst, sogar der leichter zu uns sprechende Buddhismus, sind ihm innerlich fremd geblieben. Oft brauchte er im Zusammenhang mit ihren Erscheinungen gesprächsweise die Worte «greulich» oder «langweilig», hat sich in seinen Arbeiten aber redlich bemüht, den Dingen sachlich gerecht zu werden. Seelenverwandter als der Buddhismus war ihm schon der Manichäismus, dem er mit der Herausgabe der hauptsächlichsten türkischen Texte und der Bearbeitung der Miniaturen einen großen Teil seiner Arbeitskraft widmete.¹⁰¹

Deutlicher wird hier, jenseits auch von ihm gepflegter Vorurteile, wie sich bei v. Le Coq persönliche Interessen, die sich in der Auswahl von Untersuchungsgegenständen widerspiegelten, mit dem Zeitgeist, vorherrschenden Betrachtungsweisen und einer Einbettung in die Grundstimmungen jener Zeit vermischten. A. v. le Coq wurde überwiegend aus eigenen Überzeugungen heraus den Ansprüchen, die an ihn – nicht zuletzt von dem von ihm bewunderten, seinerseits die Antike verehrenden Kaiser – gestellt wurden, gerecht. Den Boden ernsthafter wissenschaftlicher Arbeit hat er dabei, trotz aller von ihm geäußerten Spekulationen, nicht verlassen.

Keinesfalls verantwortlich gemacht werden können A. v. Le Coq und A. Grünwedel für die Vereinnahmung durch spätere Autoren, vor allem aus der Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.¹⁰² Diese hatten sich einerseits auf die Grundan-

¹⁰¹ Waldschmidt (2000–2001), pp. 163–164.

¹⁰² Zu nennen wäre hier – stellvertretend für andere – H. F. K. Günther (1934), der die Urheimat der Indoeuropäer in Zentralasien bewiesen zu haben glaubte und alle „höheren“ Kulturäußerungen asiatischer Völker auf deren Einwirken zurückführen wollte, und Egon von Eickstedt (1892–1965), der sich in seinen Arbeiten zur Rassensystematik auch auf v. Le Coqs Arbeiten stützte (von Eickstedt [1944], pp. 47–48: „Auch die prächtigen, lebensgroßen Tempelgemälde mit blondhaarig-blauäugigen Fürsten und Mannen der Glanzzeit des 8. und 9. Jahrhunderts, die von den bekannten Turfan-Expeditionen

nahmen westlicher „Hochkulturimpulse“, die sich in den Werken der Genannten finden, gestürzt und andererseits auf einige aus heutiger Sicht zugegebenermaßen problematische Bemerkungen v. Le Coqs und Grünwedels bezogen. Die Absichten dieser Autoren waren klar: das Aufzeigen einer angeblichen „rassischen Überlegenheit“ der Europäer (oder genauer: der germanischen und romanischen Westeuropäer) über die Völker Zentralasiens. Grünwedel, v. Le Coq und Foucher, die in der Zeit der Hochblüte des europäischen Kolonialismus und Imperialismus aufgewachsen und geprägt waren, vor allem jedoch wissenschaftlich wirkten, waren von einem Sendungsbewußtsein der europäischen Kolonialmächte ebenso überzeugt, wie von der Überlegenheit über die Kolonialisierten, wie sie ja im Imperialismus auch zum Ausdruck zu kommen schien. Mit den rassennationalistischen und rassistischen Entgleisungen der 1930er und 40er Jahre hatte dies jedoch nur sehr wenig zu tun. Betrachtet man die Genese der geistigen Strömungen, welche den ideologischen Unterbau für die im Deutschen Reich und anderen europäischen Staaten in jener Zeit herrschenden Ideologien bildete, sind die Genannten sicher ohnehin von einer Rolle als Wegbereiter derartigen Gedankenguts freizusprechen.

Ein ganz anderes Problem betrifft v. Le Coqs Arbeit als Archäologe. So wurde immer wieder bemängelt, daß er sich nicht oder kaum um systematische Aufzeichnungen bemüht habe, keine (oder so gut wie keine) Zeichnungen der von ihm untersuchten Gebäude, Kulthöhlen oder anderer Grabungsstätten angefertigt habe, keine Fundlisten angelegt habe und sogar, daß er unsachgemäß mit Funden verfahren sei.¹⁰³ Bisweilen wurde hier gar ein angeblicher (oder vielleicht auch tatsächlicher?) Unterschied zu A. Grünwedel oder Sir Aurel Stein betont, die hier sehr viel gründlicher gearbeitet haben sollen.¹⁰⁴ Vorwürfe, die zumindest insofern einer Grundlage entbehren, als durchaus Fundlisten geführt wurden (und teilweise noch heute existieren), entsprechende Aufzeichnungen von Th. Bartus, der an allen Expeditionen beteiligt

(...) gefunden wurden, sind eindeutige Zeugen ihrer rassischen Zusammensetzung. Und schließlich zeigte sich, daß selbst noch heute türkischsprechende Turfanfürsten, so der Gönner der Expedition, blaue Augen wie ihre einstigen indogermanischen Vorfahren aufwiesen.“), besonders aber A. Rosenberg, der A. Grünwedel für seine wahnwitzigen Thesen bemühte (Rosenberg [1930]), cf. hierzu ausführlicher Wiedemann (2007), p. 174, wo vor allem auf Grünwedels Spätwerk „Tusca“ eingegangen wird, und sich sein berüchtigtes Zitat über *die* „Asiaten“ findet („Einem Himmel von Idealen, der den Europäer zum Normalmenschen machte, steht ewig Asien gegenüber: Unnatur, himmelsstürmender Hochmut, Heuchelei und erlogene Askese, Blutdurst, Verhetzen ganzer Völker, Besessenheit, Hexerei und Zauberei der infamsten Art“ [Grünwedel (1922), p. 174]).

103 Cf. hierzu wiederum bloß die Darstellung bei D. Schlingloff, der v. Le Coq grob fahrlässigen Umgang mit Handschriftenresten „bescheinigte“: „Eingesammelt und mitgenommen hat Le Coq diese Fetzen offensichtlich nicht, denn es findet sich in der Berliner Sammlung keine Fragmente, die auch nur ein Aksara enthalten. Le Coq lag wohl der Gedanke fern, daß man auch zerfetzte Handschriften in sorgfältiger Kleinarbeit wieder zusammensetzen und verklebte Blätter mit modernen Restaurationsmethoden voneinander trennen kann“ (Schlingloff [2004], p. 5).

104 Auch D. Schlingloff war bemüht, den Gegensatz zwischen dem „energischen Praktiker“ v. Le Coq und dem „feinfühligem, zurückhaltenden Gelehrten“ A. Grünwedel zu betonen (Schlingloff [2004], p. 6).

war, angefertigt wurden (einige dieser Materialien haben bis heute überdauert),¹⁰⁵ und Kritiker späterer Tage sich mit ihrer Kritik auf verstreute Bemerkungen bei v. Le Coq selbst stützen, ohne die Verhältnisse „vor Ort“ zu v. Le Coqs Zeit hinreichend einschätzen zu können.¹⁰⁶

1.2.4 A. v. Le Coq als Turkologe und seine Rolle als Wegbereiter der altturkologischen Philologie

Jenseits der Verdienste A. v. Le Coqs um die Turfan-Forschung ist an dieser Stelle auch noch einmal die Frage seiner Bedeutung für die moderne Turkologie sowie die der Alturkologie im Besonderen zu stellen. Heute besteht in der Turkologie, wie auch in der Wissenschaftsgeschichte der orientalischen Philologien weithin Konsens darüber, daß der Beginn der modernen Turkologie von zwei „Schlüsselereignissen“ markiert wird: 1. der Entschlüsselung und Übersetzung der alttürkischen Inschriften in den 1890er Jahren und 2. den massenhaften Funden alt-uirgischer Handschriften im Zuge der russischen, britischen, deutschen, französischen und japanischen Expeditionen in den Westen Chinas an der Wende vom 19. zum 20. Jh. Wurde die Befassung mit den Turksprachen bis dahin als eine Art „Anhängsel“ der Islamwissenschaft als der wissenschaftlichen Beschäftigung mit den Hauptliteratursprachen der islamisch geprägten Welt (Arabisch, Persisch, Osmanisch) betrachtet, so änderte das Bekanntwerden des vorislamischen turksprachigen Schrifttums die Situation grundlegend.

Unter jenen Angehörigen der ersten an den in Ost-Turkistān geborgenen türkischen Schriftzeugnissen arbeitenden Forschergeneration nimmt A. v. Le Coq eine ganz besondere Stellung ein. Er war der einzige Teilnehmer an den Expeditionen, der zugleich auch Bearbeiter der aufgefundenen Handschriften war. Hinzu trat jedoch noch ein ganz anderer Aspekt: A. v. Le Coq verstand es schon sehr früh, weit disziplinenübergreifend zu arbeiten und vermochte die Funde, ebenso wie Inhalte von Hss. überwiegend richtig einzuordnen. Zudem interessierte ihn als Archäologe die Vergangenheit, wie ihn als Ethnologen die Gegenwart der Völker Ost-Turkistāns beschäftigte. Hierbei kamen ihm seine erworbenen Sprachkenntnisse und methodische Schulung ebenso zugute, wie seine Feldforschungserfahrung aus Zincirli und Syrien. Zweifels- ohne ist seine Bedeutung in der Geschichte der Turkologie als der eines der Pioniere und zugleich Förderer dieser Disziplin gar nicht hoch genug einzuschätzen – zudem

105 Cf. hierzu etwa die Bemerkung O. Kümmels, der zwar auch v. Le Coqs „Nachlässigkeit“ bei der Anfertigung von Expeditionsaufzeichnungen bemängelte, zugleich aber auf die Aufzeichnungen von Th. Bartus verwies: „[...] Ich betone dabei, dass sich die Erinnerungen und Notizen des Hrn. Bartus als ausserordentlich wichtiges Material für die Bestimmung der Fundumstände bei den Turfanfunden erwiesen haben. Le Coq hat sich im Gegensatze zu Grünwedel sehr wenig um diese Einzelheiten gekümmert, sodass wir vielfach geradezu auf Bartus angewiesen sind. Kümmel“ (Knüppel/ van Tongerloo [2011], p. 73, Anm. 26 [nach SMB-PK, EM: MV/ Personal vol. 1/ 44]).

106 Cf. hierzu ausführlich Knüppel (2010a).

darf A. v. Le Coq als der eigentliche Begründer der alttürkischen Philologie betrachtet werden.

1.2.5 A. v. Le Coq als Erwecker Manis

Wann immer die Frage gestellt wird, mit welchem Gelehrten, welcher Publikation oder welchem Ereignis der Anfang der manichäischen Studien zu verbinden ist, entfaltet sich eine lebhaft diskutierte Diskussion, in deren Verlauf vor allem die Namen I. de Beausobre,¹⁰⁷ A. Grünwedel, F. W. K. Müller und A. v. Le Coq fallen. Seltener werden hier auch noch der Hl. Augustinus oder C. Spangenberg genannt. Nun ist die Beantwortung dieser Frage davon abhängig, welchen Zugang der Fragesteller wählt, was man als „manichäische Studien“ begreift und wie man die Beiträge der genannten Personen für unsere Kenntnis des Manichäismus wertet. Sicher war unser Wissen hinsichtlich der „Religion des Lichts“ für Jahrhunderte von den Ausführungen des Hl. Augustinus geprägt, stellten diese doch in Europa (neben diversen Anti-Manichaica) die einzigen bekannten Quellen zum Manichäismus dar. Von manichäischen Studien kann hierbei jedoch keine Rede sein – vielmehr handelt es sich um Fremdzeugnisse zum Manichäismus, verfaßt zur Widerlegung der Grundsätze dieser mit dem frühen Christentum konkurrierenden Glaubensrichtung. Auch die Schriften von I. de Beausobre und C. Spangenberg stellten keine Beiträge zur Manichäologie dar, vielmehr war es im Falle des Werkes von de Beausobre ein Deutungsversuch, innerhalb dessen der Manichäismus als ein früher Protestantismus interpretiert wurde, und im Falle der „Apologia“ des Cyriacus Spangenberg¹⁰⁸ eine Verteidigungsschrift desselben, mit der dieser den gegen ihn gerichteten Manichäismus-Vorwurf zurückwies. Zur Erweiterung unserer Kenntnis haben diese sicher nichts beigetragen. Ein wirklicher Fortschritt trat eigentlich erst mit den großen wissenschaftlichen Arbeiten des 19. Jh.s ein. Zu nennen sind hier vor allem F. C. Baur¹⁰⁹ und K. Kessler,¹¹⁰ die sich an umfassenden Darstellungen unter Heranziehung aller bekannten Quellen versuchten. Hierbei wurden, und dies war der eigentliche Fortschritt, z. T. auch die bis dahin nicht benutzten orientalischen Quellen einbezogen. Freilich handelte es sich bei den Ausführungen, welche sich beispielsweise bei al-Birūnī finden, ebenfalls um Fremdzeugnisse, teilweise auch um weitere Antimanichaica.

Einen wirklichen Wendepunkt stellte erst die Auffindung von manichäischen Selbstzeugnissen, zunächst in Ost-Turkistān, später in Ägypten, dar. Erst mit der Edition und Auswertung dieser Materialien wurde der Schritt der manichäischen Studien von einem Randbereich der Theologie und der vergleichenden Religionsge-

¹⁰⁷ Gemeint ist der französisch-stämmige Theologe Isaac de Beausobre (8.3.1659–5.6.1738).

¹⁰⁸ Hier der Historiker und Theologe Cyriacus Spangenberg (7.6.1528–10.2.1604).

¹⁰⁹ Baur (1831).

¹¹⁰ Cf. besonders Kessler (1876) und (1889).

schichte hin zu einer eigenständigen Forschungsrichtung vollzogen. Hier nun stellte sich wiederum die leidige Frage, wem das Verdienst des Begründers der Manichäologie zugerechnet werden darf – wer war es, der den „Propheten des Lichts“ und seine Jünger wieder zum Sprechen brachte?

Eng verbunden mit dieser Frage ist ein heftiger Streit, verbunden mit dem gegenseitigen Vorwurf des Diebstahls geistigen Eigentums, der sich zwischen A. Grünwedel und F. W. K. Müller entfaltete. Doch zunächst zu den Fundumständen der ersten manichäischen Selbstzeugnisse im Westen Chinas. Es waren während der ersten deutschen Turfan-Expedition A. Grünwedel und der Museumstechniker Bartus, die die Grabungen durchführten und auch die ersten manichäischen Schriftzeugnisse bargen. Diesen war allerdings während und unmittelbar nach den Bergungen der Schriftzeugnisse noch nicht klar, welcher Provenienz diese Stücke waren. Ihren „manichäischen Charakter“ scheint tatsächlich erst F. W. K. Müller in Berlin erkannt zu haben. Allerdings wurde die Erstidentifizierung der Fundstücke als Manichaica auch von A. Grünwedel beansprucht. Wie diese Vorgänge genau abgelaufen sind, und wer tatsächlich als erster festgestellt (oder auch bloß vermutet) hat, daß es sich um Schriftzeugnisse des östlichen Manichäismus handelte, ist heute kaum mehr einwandfrei zu klären. Die teils heftig geäußerten Vorwürfe liefern wenige „beweiskräftige“ Hinweise. In der in der nachfolgenden Briefedition (in Dok. 1) gelieferten Darstellung wird die Erstidentifizierung ganz klar dem großen F. W. K. Müller zugewiesen und A. Grünwedel des Diebstahls geistigen Eigentums bezichtigt. Auch wird Grünwedel später von A. v. Le Coq immer wieder des Diebstahls in dieser Sache beschuldigt oder schlicht als „Dieb“ bezeichnet (z. B. Dok. 29: „Grünwedel Stibitzkij“, Dok. 48: „die diebische Elster“, Dok. 79: „Elster“ etc.). Die Gründe hierfür sind recht einfach: Zum einen wurde Müller, mit dem v. Le Coq recht eng befreundet war, durch Grünwedels Darstellung „eine Weile bei der Generalverwaltung in ein schiefes Licht gestellt“ (Dok. 1) und zum anderen war das Verhältnis v. Le Coqs zu Grünwedel wohl ausgesprochen problematisch. v. Le Coq kann hier also nicht gerade als unparteiischer Beobachter gelten. Dasselbe dürfte auch für Bartus, der v. Le Coq und Müller sehr viel näher stand als Grünwedel, und zudem Müller bewunderte, gelten. Andererseits hatte sich Grünwedel – im Gegensatz zu Müller – weder vor noch nach der ersten Turfan-Expedition eingehend mit den Schriftsystemen Zentralasiens befaßt.¹¹¹

Nun sollte Grünwedel hier nicht – mit v. Le Coq – einfach als „Lügner“ und „Dieb“ verunglimpft werden. Es ist durchaus denkbar, daß dieser bei dem auch von v. Le Coq beschriebenen Spekulieren über die Urheber resp. die Provenienz der manichäischen Manuskripte auch die Manichäer erwähnt haben könnte. Möglicherweise stützte er später den Anspruch der Erstidentifizierung auf eine solche am Rande geäußerte Vermutung und fühlte sich dann durch Müllers Arbeiten um seine „Erkenntnis“ resp.

¹¹¹ F. W. K. Müller hatte sich bereits im 19. Jh. zur uigurischen Schrift geäußert (Müller [1891]) und schon recht bald nach der ersten Expedition seine Ausführungen zu den „Handschriften-Resten in Estrangelo-Schrift“ vorgelegt (Müller [1904a] und [1904b]).

sein Verdienst gebracht. Der Sachverhalt stellte sich aus Grünwedels Sicht natürlich ohnehin ganz anders dar, als dies bei v. Le Coq beschrieben ist.¹¹² Auch besaß Grünwedel später durchaus die Größe, die Leistungen Müllers anzuerkennen, und diesen von dem im Raum stehenden Plagiatsvorwurf freizusprechen.¹¹³ Der betrübliche Streit, der sich in diesem Zusammenhang erhoben hat, dürfte vor allem durch bereits bestehende persönliche Antipathien und weniger durch genaue Erinnerung daran, wer wann was gesagt oder nicht gesagt hat, genährt worden sein.

Gebührt nun die Ehre der Erstidentifizierung der östlichen Manichaica wohl vor allem dem großen F.W.K. Müller, so war es zweifelsohne A. v. Le Coq, dem das Verdienst zukommt, den Lichtgesandten „wiedererweckt“ zu haben. Es war A. v. Le Coq, der sich – wie bereits oben erwähnt – der Edition der türkischen Manichaica zuwandte. Die hierbei erarbeiteten Editionen mochten seinerzeit ihre Kritiker gefunden haben und heute der Re-Edition bedürftig sein,¹¹⁴ ihre überragende forschungsgeschichtliche Bedeutung schmälert dies jedoch keinesfalls. Die Bedeutung des Wirkens A. v. Le Coqs auf diesem Feld erschließt sich dem Betrachter erst, wenn man bedenkt, welche Rolle die Texteditionen A. v. Le Coqs einerseits für die noch junge Turkologie spielten und andererseits, daß mit ihnen erstmals Selbstzeugnisse der Manichäer zugänglich waren. Letzteres war nicht nur die Voraussetzung für das Werden einer Manichäologie als wissenschaftlicher Sonderdisziplin, sondern führte zu einer weitreichenden Neubewertung aller bis dahin vorliegenden Quellen zum Manichäismus und sollte prägend wirken auf die religionsgeschichtliche Forschung der folgenden Jahrzehnte. Allenfalls die manichäischen Funde in Ägypten oder die Schriften von Qumran waren in ihrer Wirkung hiermit vergleichbar.

1.2.6 Heutige Einschätzungen des Wirkens von A. v. Le Coq

Es stellt sich aus aktuellem Anlaß (Beutekunstdebatten, Darstellungen v. Le Coqs in den Massenmedien unserer Tage) allerdings auch die Frage nach der Beurteilung des Wirkens A. v. Le Coqs durch spätere Generationen resp. in unserer Zeit.¹¹⁵ Die Kritik richtet sich heute zumeist gegen seine Arbeitsweise als Archäologe und hier wiederum besonders gegen seinen Entschluß die Wandmalereien aus buddhistischen

¹¹² Cf. hierzu den Bericht A. Grünwedels an die Generalverwaltung in Sachen Plagiatsvorwurf (Walravens [2001a], pp. 184–188).

¹¹³ So Grünwedel in einem Brief an E. Kuhn vom 16.10.1906: „Durch Müllers grandiose Leistung wurde die Manichäer-Angelegenheit erledigt. Wie nun aber die kurze Erwähnung meiner Beobachtungen seine Arbeit zum Plagiat machen soll, verstehe ich nicht, um so weniger, als er von meinen Ansichten Nichts wusste“ (Walravens [2001a], pp. 73–74).

¹¹⁴ Solcher Re-Editionen hat sich nun das Göttinger Akademie-Projekt „Manichäische Studien“ zugewandt (cf. hierzu Knüppel [2008] und [2009]). Als ein erstes Ergebnis dieser Bemühungen ist die Arbeit von Z. Özertural zu nennen (Özertural [2008]).

¹¹⁵ Cf. hierzu Knüppel (2010b).

Kulthöhlen von den Wänden abzunehmen (allerdings bisweilen auch gegen die oben angesprochene Vorgehensweise bei der übrigen Arbeit).¹¹⁶ Als höchst problematisch muß die später und in den vergangenen Jahren erneut vorgetragene Kritik an v. Le Coqs Arbeitsweise, wie sie beispielsweise auch von D. Schlingloff geäußert wurde,¹¹⁷ betrachtet werden. Das Vorgehen v. Le Coqs als Archäologe entspricht ganz dem der damaligen Zeit und dürfte sich nicht wesentlich von jenem H. A. Layards, R. Koldeweys oder H. Schliemanns, unterscheiden haben.¹¹⁸ Natürlich wurde auch an den Genannten von späteren Generationen bisweilen harsche Kritik für ihr Vorgehen angebracht. Jedoch ist hier einzuschränken, daß diese Kritik (wie auch jene an v. Le Coq) nahezu ausschließlich von Nicht-Archäologen formuliert wurde.¹¹⁹ Vertreter des Faches selbst wissen demgegenüber nämlich sehr wohl um den Stand der Grabungs- und Bergungstechniken des ausgehenden 19. und frühen 20. Jh.s. v. Le Coq aufgrund seines Vorgehens, das bisweilen maßlos überzeichnet dargestellt wird, mehr oder minder in eine Reihe mit der von Raubgräbern und Plünderern zu stellen, wird weder den historischen Sachverhalten, noch seiner Person und seiner durchaus bedachten Arbeitsweise gerecht.¹²⁰ Wie unangemessen die Kritik an der Arbeitsweise v. Le Coqs ist, mag das folgende Beispiel verdeutlichen. So wurde gelegentlich die „Sprachregelung“ v. Le Coqs, der von „Bergungen“ und „Sicherstellungen“ schrieb, kritisiert und die von diesem vorgebrachte Notwendigkeit der Rettung der buddhistischen und manichäischen Altertümer in Frage gestellt.¹²¹ Gerade der von Schlingloff als positives Gegenbeispiel zu v. Le Coq angeführte (und damit in gewisser Weise „unverdächtige Beobachter“) A. Grünwedel hatte keinen Zweifel an der Richtigkeit der Ausführungen v. Le Coqs zum befürchteten Schicksal der Zeugnisse alt-uigurischer Kultur. So schrieb dieser in einem Brief an E. Kuhn¹²² vom 2.2.1905: „Lecoq hat Dakianus furchtbar durchwühlt wiedergefunden – das herrliche Murtuk soll – er hat es noch nicht gesehen – zerstört sein! Das sind die Folgen solch kurzer Touren, wie wir sie machten – man muss da bleiben können, bis eine Arbeit ganz gemacht ist und darf keine Pause eintreten lassen, da die Türken sofort weiterwühlen und die Ausbeute nach dem nächsten russischen Konsulat schleppen – aber in welchem Zustande!“¹²³

116 Cf. hierzu oben 1.2.3.

117 Schlingloff (2004).

118 Daß „[...] seine Arbeitsweise [...] so wenig den schon damals üblichen archäologischen Methoden [entsprach]“ (Schlingloff [2004], p. 5) ist schlicht nicht zutreffend.

119 Dies trifft vor allem auch für die Produzenten diverser Fernsehbeiträge, in denen v. Le Coq als Abenteurer und Plünderer dargestellt wird, zu.

120 Knüppel (2010a).

121 Schlingloff (2004), p. 6.

122 Gemeint ist der dt. Indologe Ernst Wilhelm Adalbert Kuhn (7.2.1846–21.8.1920).

123 Walravens (2001a), p. 60.

1.3 Anmerkungen zum Briefwechsel

1.3.1 Zur Sprache der Briefe

Einige ausführlichere Bemerkungen sind an dieser Stelle zur Sprache der Briefe zu machen. Diese ist bisweilen geradezu unverständlich, was sich weniger aus dem Kontext der Zeit erklärt, als vielmehr aus einigen Spezifika der Ausdrucksweise v. Le Coqs (und wohl auch W. Bang Kaups). Diese Besonderheiten reichen von Anreden und Signées, über „dialektale Einschübe“, bis hin zur Wahl von Spitznamen und oftmals herabsetzenden Bemerkungen und skatologischen Beschimpfungen bestimmter Personen (etwa A. Grünwedel und W. Radloff).¹²⁴ Hinzu treten Äußerungen über jüdische Gelehrte jener Jahre, die man nur als anti-semitisch bezeichnen kann.

Von Interesse sind natürlich zunächst die zahlreichen unterschiedlichen Signées mit denen v. Le Coq seine Briefe unterzeichnete. Ebenso, wie bei den Anreden, werden hier die zeitgenössischen Spielereien mit Bezugnahmen auf oftmals kaum zu ermittelnde Ereignisse, Charakteristika und andere Sachverhalte, benutzt. Einen der Briefe (Dok. 31) unterzeichnet v. Le Coq mit „Namgay Doola“, womit er sich auf eine gleichnamige Erzählung R. Kiplings bezieht. Was hiermit genau gemeint ist, bleibt unklar – offenbar handelt es sich um einen Scherz, der für Außenstehende nahezu gänzlich unverständlich ist (man kann hier nur vermuten, daß es um Charaktereigenschaften des „Titelhelden“ der Erzählung geht). Ebenso unklar bleibt, was es mit der häufigeren Eigenbenennung „Kilian“, mit der v. Le Coq zahlreiche seiner Briefe unterzeichnete, auf sich hat (Dok. 5, 7, 9, 12 etc.).¹²⁵

Ein gänzlich anderes Problem stellen die erwähnten „dialektalen Einschübe“ dar. Diese sind keinem einzelnen Dialekt zuzuordnen, sondern werden vom Vf. der Briefe willkürlich durcheinander und in zahlreichen seiner Briefe angeführt. Auch läßt sich aus den Inhalten der Schreiben kein Zusammenhang mit der Auswahl der Dialekte erschließen. Die Wahl der Formen reicht hierbei vom südhessischen resp. Frankfurter Dialekt, über Anleihen aus dem Fränkischen bis hin zu Spezifika der Berliner Mundart. v. Le Coq selbst war vor allem aufgrund seiner Kindheit und Jugend in Darmstadt mit den südhessischen Varietäten und aus späteren Jahren in Berlin mit der Berliner Mundart vertraut. Daneben finden sich in den Briefen aber auch Mischformen aus Wendungen, denen offenbar mehrere Dialekte zugrunde liegen, und eigenwillige Schöpfungen, die den Eindruck von dialektalen Formen erwecken (resp. erwecken sollen?) ohne daß diesen entsprechende Formen zugrundeliegen.

¹²⁴ Cf. hierzu auch bereits oben das Problem der Verunglimpfung A. Grünwedels und der zu diesem Zwecke gewählten „Terminologie“.

¹²⁵ Hier darf vermutet werden, daß A. v. Le Coq entweder auf eine mögliche Bedeutung aus dem Keltischen, „Krieg, Kampf“ oder auch „Kämpfer“ anspielt (aus seinem Selbstverständnis, sich als Kämpfer für die gemeinsame Sache, die Forschung zu sehen) oder auf den berühmten Namensvetter, den Hl. Kilian Bezug nimmt (als „moderner Missionar“ mit seinen Turfanica).

Ganz ähnliche Beobachtungen sind hinsichtlich der Verstreuten „Anglizismen“ zu beobachten. Auch hier sind es „kreative Neuschöpfungen“ des Briefeschreibers und bisweilen sonderbare deutsch-englische Mischformen („Denglisch“). Daß diese nicht etwa auf mangelnde Beherrschung des Englischen zurückzuführen sind, läßt sich aus dem Umstand schließen, daß A. v. Le Coq einerseits recht sprachbegabt war, und andererseits rund sechs Jahre im anglophonen Ausland verbrachte, also auch hinreichend Gelegenheit zum Erlernen der Sprache hatte.

Was die erwähnten herabsetzenden Bemerkungen über jüdische Kollegen und antisemitische Scherze betrifft, wirken diese auf den heutigen Leser natürlich höchst unangenehm und werfen zwangsläufig die Frage nach einer entsprechenden Gesinnung des Briefeschreibers auf. So schreibt A. v. Le Coq über C. H. Salemann, den er ja auch ansonsten stets als „Schlaume“ bezeichnet, als von einem „Judenlummel“ (Dok. Nr. 40) und fährt an selber Stelle gar fort: „Sagen Sie dem Franzos¹²⁶ nur, er wäre ein Jud – (er ist es nämlich ganz sicher, auch äusserlich schmierig)“, über Á. Vámbéry notiert er: „Vambéry?! Nicht gesehen. Let him talk – was liegt an einem toten Jud? Ich werde es gar nicht lesen“ (Dok. Nr. 51) und dergleichen mehr. Nun mögen derartige Äußerungen natürlich ein bezeichnendes Licht auf A. v. Le Coq werfen. Einschränkend muß allerdings bemerkt werden, daß sich entsprechende Bemerkungen ausschließlich hinsichtlich solcher Personen finden, denen dieser ablehnend gegenüberstand. Jüdische Kollegen, zu denen v. Le Coq ein gutes Verhältnis pflegte, werden grundsätzlich nicht herabgesetzt und auch keine fragwürdigen Bemerkungen zu ihrer jüdischen Identität geäußert. Als Beispiele seien hier nur Georg Huth und Louis Lewin erwähnt. Über diese resp. ihre Verdienste um die Turfan-Forschung schreibt v. Le Coq im ersten Band seiner „Buddhistischen Spätantike“: „[...] Die erste Expedition wurde ganz aus Privatmitteln bestritten, um deren Beschaffung sich Dr. G. Huth, der hier überhaupt die treibende Kraft war, sowie Herr Professor Louis Lewin große Verdienste erwarben“.¹²⁷ Ein überzeugter Antisemit war A. v. Le Coq sicher nicht, und es gilt auch hier, was H. Walravens in seiner Editionen von Briefen und Dokumenten A. Grünwedels einmal zutreffend bemerkte, daß solche Entgleisungen als dem Zeitgeist (oder eher schon Ungeist jener Zeit) entsprechend zu sehen sind und noch nicht durch die Verbrechen des Nationalsozialismus belastet waren. Daß A. v. Le Coq sich bei seinen Bemerkungen wesentlich mehr gedacht hat, womöglich gar rassistische Ressentiments zum Ausdruck zu bringen gedachte, darf bezweifelt werden. Hier wurde bisweilen ohne weitere Überlegung die jüdische Identität der Geschmähten als Element in die diversen Beleidigungen, ja selbst in Haßtiraden, einbezogen. Das alles macht es zwar nicht besser, wirft aber eher ein Schlaglicht auf den Umgang mit den jüdischen Gelehrten jener Zeit durch nicht-jüdische Kollegen, als es Rückschlüsse auf A. v. Le Coqs Haltung gegenüber selbigen zuläßt. Auf der anderen Seite hielt sich v. Le Coq, wie die Briefe im vorliegenden Band ausweisen, ja mit schlimmsten Beschimp-

¹²⁶ D. h. = vermutlich handelt es sich um R. Gauthiot.

¹²⁷ v. Le Coq (1922), p. 15 (cf. Anhang I, Schriftenverz. Nr. 36).

fungen auch gegen nicht-jüdische Zeitgenossen kaum zurück. Als Beispiele seien hier bloß die Ausfälle gegen A. Grünwedel und W. Radloff angeführt.

1.3.2 Zum Inhalt der Briefe

Die Briefe A. v. Le Coqs sind für uns vor allem aus wissenschaftshistorischer Sicht von Interesse. Zum einen gewähren sie uns einen interessanten Einblick in den orientalistischen Wissenschaftsbetrieb in den Jahren vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, zum anderen gewährt uns aber auch der Schreiber, A. v. Le Coq, einen Einblick in seine Arbeit. So wird in den Dokumenten von seinen anstehenden Arbeiten, aber auch von Auseinandersetzungen mit Kollegen und Vorgesetzten berichtet. Bedeutsam ist hierbei, daß diese „Innenansichten“ der Feder des Erstbearbeiters der türkischen Selbstzeugnisse des östlichen Manichäismus entstammen. In den Briefen werden allerdings recht unterschiedliche Gegenstände behandelt, so daß es schwierig ist, hier über einerseits die konkrete Benennung einzelner Themen sowie andererseits allgemeine Tendenzen hinaus, Angaben zu machen. Zudem entziehen sich die Briefe v. Le Coqs auch hier den Möglichkeiten der Analyse fortlaufender Darstellungen bestimmter Sachverhalte und Gegenstände. Häufiger werden bestimmte Themen – mit teilweise längeren Unterbrechungen – immer wieder angesprochen, allerdings ohne daß sich hieraus ein Gesamtbild gewinnen ließe. Ausnahmen bilden allenfalls die Schmähungen A. Grünwedels und W. Radloffs, die lediglich vor dem Hintergrund einer Erkrankung Grünwedels (mit Verdacht auf Krebs) „unterbrochen“ werden. Allerdings lassen auch die Angriffe auf die Genannten und andere es kaum zu, Ursprünge und Entwicklung der Meinungsverschiedenheiten aufzudecken resp. nachzuzeichnen. Dies schon allein aufgrund der Befangenheit v. Le Coqs und des Fehlens von Beschreibungen aus der Sicht seiner „Widersacher“. Eine Ausnahme bildet hier allenfalls Dokument 1, in dem der Beginn der Auseinandersetzungen um die Erstidentifizierung des manichäischen Charakters der türkischen Manichaica behandelt wird. In den Briefen werden ansonsten einerseits wissenschaftliche Angelegenheiten und andererseits Privatangelegenheiten thematisiert – wenn bisweilen auch beides vermengt wird. Vom Briefeschreiber angesprochen werden rezente Neuerscheinungen, die Arbeit an eigenen laufenden Arbeiten und die Reaktionen anderer auf seine Arbeiten – so etwa die W. Boussets auf A. v. Le Coqs „Türkische Manichaica I“ (Dok. Nr. 93).

1.3.3 Zur Schrift

Zur von A. v. Le Coq in seinen Briefen benutzten Schrift ist anzumerken, daß es sich bei dieser durchgängig um eine Druckschrift (die bisweilen an eine Normschrift erinnert) handelt und der Schreiber die Verwendung einer Schreibschrift oder auch bloß eines „fließenden“ Duktus zu vermeiden suchte. Der in den Briefen verwendete

Duktus zeigt wenige Abweichungen – zumeist nur in der Schriftgröße. A. v. Le Coq zeigte bei der Benutzung von Postkarten das Bestreben, auf diese möglichst viel Text zu schreiben, sodaß die Schrift entsprechend verkleinert ist – was nicht selten zu Lasten der Lesbarkeit geht. In einigen der Dokumente zeigt sich allerdings auch ein Wechsel des Duktus, der darauf schließen läßt, daß diese Dokumente zu verschiedenen Zeitpunkten (etwa eines Tages) abgefaßt wurden und die der Schrift geradezu auf Stimmungswechsel hinzudeuten scheint. Ein völlig anderes Charakteristikum der Briefe A. v. Le Coqs ist die häufigere Verwendung semitischer Schriften (uigurische, manichäische und arabische Schrift). Die Bearbeiter der Briefe waren bestrebt, diese in Gestalt von in den Text eingefügten Scans wiederzugeben, um so dem Leser einen Eindruck dieser Besonderheit (die A. v. Le Coq feilich mit zahlreichen Zeitgenossen des orientalistischen Forschungsbetriebs teilte) zu vermitteln. Dieses Bemühen erstreckt sich auch auf die Wiedergabe einer Reihe von kleinen Zeichnungen, die A. v. Le Coq auf den Briefen und Postkarten anbrachte.

1.4 Technische Bemerkungen

Die zwischen den Korrespondenzpartnern ausgetauschten Briefe sind allesamt handschriftlich abgefaßt, sodaß hier lediglich gegebenenfalls enthaltene Aufdrucke (z. B. Briefköpfe) als gedruckt resp. maschinenschriftlich erwähnt werden. Tilgungen sind in der Form wiedergegeben, in der sie sich in den Dokumenten finden und gegebenenfalls erläutert. Ergänzungen des Bearbeiters sind in geschweiften Klammern { } gegeben, die Addenda und Corrigenda der Korrespondierenden sind – soweit diese zwischen den Zeilen oder auf den Seitenrändern nachgetragen wurden – in spitze Klammern < > gesetzt, und die Positionen im Text resp. auf den Seitenrändern in Anmerkungen erklärt. Überflüssige Wörter, Silben oder Grapheme sind nicht gesondert markiert.

Zu den im Band wiedergegebenen Dokumenten sind durchgängig die Maßangaben (einschließlich der Angaben zu Schriftspiegel etc.) wiedergegeben – handelt es sich doch um historische Dokumente, die hier nicht als Faksimiles beigegeben sind und deren Beschreibungen ansonsten nur bedingt Rückschlüsse auf die tatsächliche Beschaffenheit erlaubt. Auf die Angaben zu den Maßen der Postkarten konnte bei den jeweiligen Beschreibungen verzichtet werden, da diese überwiegend der Normgröße 14 cm (br) x 9 cm (h) entsprechen. Im Falle von selbstgefertigten Postkarten, die abgerundete Ecken aufweisen und von diesen normierten Maßen abweichen, sind die Maßangaben in den Beschreibungen gegeben.

1.5 Konkordanz

Die im folgenden Dokumentteil des vorliegenden Bandes wiedergegebenen Materialien sind in zwei Gruppen gegliedert: datierbare und nicht-datierbare Briefe. Nahezu die Hälfte der Briefe ist nicht eigens datiert und so stellte deren Datierung eine der größten Schwierigkeiten für die Bearbeiter dar. Zumindest ließen in einer Reihe von Fällen die Poststempel, in anderen die Erwähnungen bestimmter genau datierbarer Ereignisse resp. Zusammenhänge (etwa Bezugnahmen auf bestimmte vorangegangene Briefe) eine Einordnung zu. Die übrigen Briefe, welche nur im Hinblick auf eine relative Chronologie, das Jahr der Abfassung enthalten oder gar nicht datiert werden konnten, sind in der Rubrik „nicht-datierbare Briefe“ zusammengestellt.

Dokument 1	N ^o 88	04.06.1909	Dokument 35	N ^o 123	24.09.1910
Dokument 2	N ^o 725	23.08.1909	Dokument 36	N ^o 124	24.09.1910 ?
Dokument 3	N ^o 89	27.08.1909	Dokument 37	N ^o 125	10.11.1910
Dokument 4	N ^o 90	28.08.1909	Dokument 38	N ^o 126	18.12.1910
Dokument 5	N ^o 95	Sept. 1909	Dokument 39	N ^o 127	21.12.1910
Dokument 6	N ^o 163	19.10.1909	Dokument 40	N ^o 128	01.11.1911
Dokument 7	N ^o 93	27.10.1909	Dokument 41	N ^o 129	22.01.1911
Dokument 8	N ^o 91	31.10.1909	Dokument 42	N ^o 130	07.04.1911
Dokument 9	N ^o 100	12.11.1909	Dokument 43	N ^o 131	20.04.1911
Dokument 10	N ^o 92	23.11.1909	Dokument 44	N ^o 132	23.04.1911
Dokument 11	N ^o 1423	11.12.1909	Dokument 45	N ^o 133	26.04.1911
Dokument 12	N ^o 99	Jan. 1910	Dokument 46	N ^o 135	09.05.1911
Dokument 13	N ^o 101	07.01.1910	Dokument 47	N ^o 134	10.05.1911
Dokument 14	N ^o 102	16.01.1910	Dokument 48	—	31.05.1911
Dokument 15	N ^o 103	17.01.1910	Dokument 49	N ^o 137	14.06.1911
Dokument 16	N ^o 104	28.01.1910	Dokument 50	N ^o 138	[5.7.1911]
Dokument 17	N ^o 105	27.02.1910	Dokument 51	N ^o 139	19.08.1911
Dokument 18	N ^o 106	03.02.1910	Dokument 52	N ^o 140	23.08.1911
Dokument 19	N ^o 107	25.02.1910 ?	Dokument 53	N ^o 141	20.09.1911
Dokument 20	N ^o 108	15.08.1910 ?	Dokument 54	N ^o 143	24.09.1911
Dokument 21	N ^o 109	21.04.1910	Dokument 55	N ^o 145	10.10.1911
Dokument 22	N ^o 110	25.04.1910	Dokument 56	N ^o 146	?.?.1911
Dokument 23	N ^o 111	29.04.1910	Dokument 57	N ^o 142	21.11.1911
Dokument 24	N ^o 112	13.05.1910	Dokument 58	N ^o 147	22.11.1911
Dokument 25	N ^o 113	24.05.1910	Dokument 59	N ^o 148	23.11.1911
Dokument 26	N ^o 114	21.06.1910/ 22.06.1910/ 25.06.1910	Dokument 60	N ^o 149	22.12.1911
Dokument 27	N ^o 115	22.06.1910	Dokument 61	N ^o 934	21.05.1912
Dokument 28	N ^o 184	—	Dokument 62	—	09.05.1912
Dokument 29	N ^o 116	02.07.1910	Dokument 63	N ^o 171	05.07.1912
Dokument 30	N ^o 117	10.08.1910	Dokument 64	N ^o 144	27.09.1912
Dokument 31	N ^o 119	06.09.1910	Dokument 65	N ^o 175	—
Dokument 32	N ^o 120	16.09.1910	Dokument 66	N ^o 150	22.03.1913
Dokument 33	N ^o 121	18.09.1910	Dokument 67	N ^o 151	13.07.1913
Dokument 34	N ^o 122	21.09.1910	Dokument 68	N ^o 187	—
			Dokument 69	N ^o 152	08.12.1913

Dokument 70	N ^o 153	08.12.1913	Dokument 92	N ^o 170	—
Dokument 71	N ^o 154	15.03.1914	Dokument 93	N ^o 172	—
Dokument 72	N ^o 183	—	Dokument 94	N ^o 173	—
Dokument 73	N ^o 155	27.05.1914	Dokument 95	N ^o 174	—
Dokument 74	N ^o 156	06.06.1914	Dokument 96	N ^o 176	—
Dokument 75	N ^o 157	23.07.1914	Dokument 97	N ^o 177	—
Dokument 76	N ^o 94	—	Dokument 98	N ^o 178	—
Dokument 77	N ^o 96	—	Dokument 99	N ^o 179	—
Dokument 78	N ^o 97	—	Dokument 100	N ^o 180	—
Dokument 79	N ^o 98	—	Dokument 101	N ^o 181	—
Dokument 80	N ^o 136	—	Dokument 102	N ^o 182	—
Dokument 81	N ^o 158	—	Dokument 103	N ^o 185	—
Dokument 82	N ^o 159	—	Dokument 104	N ^o 186	—
Dokument 83	N ^o 160	—			
Dokument 84	N ^o 161	—	Anhänge:		
Dokument 85	N ^o 162	—	Dokument 105	N ^o 1387	27.05.1913
Dokument 86	N ^o 164	—	Dokument 106	N ^o 824	03.06.1913
Dokument 87	N ^o 165	—	Dokument 107	N ^o 1443	17.06.1913
Dokument 88	N ^o 166	—	Dokument 108	N ^o 858	07.08.1910
Dokument 89	N ^o 167	—	Dokument 109	N ^o 859	10.07.1910
Dokument 90	N ^o 168	—	Dokument 110	N ^o 933	3.11.1909
Dokument 91	N ^o 169	—	Dokument 111	(ohne N ^o)	—